

„Unter dem Birnbaum hast du alle Zeit der Welt“

Orte und Begegnungen im östlichen Harzvorland

1.

„Oooh Zeus, Göttervater, Imperator des Himmels und seiner Wolken über dem Harzvorland, dem östlichen, Großgrundbesitzer von Staub und Wind, lass uns deine Weitsicht spüren, deine Nachsicht gegenüber uns Erdenbewohnern, die wir doch flehentlich um Hilfe bitten: ‚Wo gibts hier ein gutes Restaurant?‘ Deine Antwort waren Apollos. Jung und schlank servierten sie als Merkure verkleidet, eine unbekannte Sprache sprechend.“

Ich hatte Glück, dass ich die Nummer auf der Speisekarte korrekt antippte: „Bitte einen Grillteller. Bitte mit Salat.“

Die Sonne stand tief und die Mienen der Kellner verfinsterten sich mit dem abnehmenden Licht. „Haben sie Wein im Glas?“

„Nur Flasche.“

„In einem Krug vielleicht?“

„Was?“

„Einen Krug. Sehen Sie diese Form.“ Ich zeichnete die Silhouette eines Kruges in mein Notizbüchlein.

„Aaah“ und kehrte auf dem Absatz und fort und wieder und mir wurde eine Amphore serviert, mit Weißwein gefüllt.

„Nein, bitte, Rotwein hatte ich gesagt. Gekühlt, bitte.“

„Ach? Rot?“

„Ja.“

„Rotwein?“

„Ja, ja, und einen kleinen Krug, bitte.“

Schließlich trank ich lauwarmen Roséwein aus einem Becher und traute mich nicht, nach Eiswürfeln zu fragen.

„Oooh Zeus, hallo, Walhallo auf dem Olymp, ich bitte dich, schleudere mir Blitze in den Arsch, damit ich diese Terrasse in Hoym nur dann ein weiteres Mal aufsuche, wenn ich gerüstet bin mit dem Wortschatz *amforéas* für Amphore und *kokkino krasí* für Rotwein, den dunklen, beinahe violetten, köstlichen.“ Immerhin, der Espresso war ein Espresso, wie ich im Dunkeln schmecken konnte.

Ich versuche, mich einzuschreiben in diese Landschaft des östlichen Harzvorlandes. Ich buchstabiere ihre Ortschaften und Einheitsgemeinden, entdecke die Archipele ihrer Dächer und stummen Kirchen. Ich schreibe den Wind ab, schreibe in die Schatten der Bäume, in ihre Äste, Triebe und Blattspitzen hinein. Ich skizziere meine Fragmente mit den Straßen und Wegen der Region, mit den Zeigern ihrer Windradflügel. Ich halte Ausschau nach weiteren Gaststätten. Ich werde fündig.

Klapprige Areale mit Campingstühlen und Metalltischen stehen an Kreuzungen vor Feldern. Sie fügen sich ein in deren Nähte und Narben.

2.

Noch vor der Nacht erreichte ich meine Herberge, das Forsthaus Friedrichshohenberg über dem Ort Ermsleben, in der Einheitsgemeinde Falkenstein. Das Anwesen war unter dem preussischen König Friedrich II ‚Königliches Oberförster Etablissement‘. Seine Instandsetzung nach der Wende ermöglicht kurze Ferienaufenthalte von Schulklassen. Ich möchte an dieser Stelle nicht näher auf seinen Ursprung eingehen, auf seine Geschichte, Restaurierung usw. Es bietet sich der Verweis auf das gut dokumentierte Buch von Reinhard Schmitt, Crista Wycisk, Klaus Wycisk und Andreas Huth an.ⁱ

Am folgenden Morgen saß ich leicht schlaftrunken an meinem Tisch im Frühstücksraum. Ich hatte um die frühe Stunde nicht mit Besuchern gerechnet. Ich hörte plötzlich von draußen das Scharren von Füßen und lautes Plaudern. Die Kinder strömten in die Stube, verteilten sich an den Tischen, die Mädchen links, die Jungen rechts.

„Sind Sie der Autor?“

„Ja.“

„Da bin ich froh, einmal einem Autor zu begegnen.“

Das war schmeichelhaft. Ich hatte noch Salzkörner und einen Rest Eierschale an den Fingern kleben. Ich war dabei, den Kaffee von Doreen zu trinken, als der Lehrer mir die Frage stellte. Er war auch Chorleiter und zögerte keinen Augenblick. Es musste sein. Die Mädchen seiner Klasse aus der Adam-Olearius-Schule aus Aschersleben erhoben ihre Stimmen. Schwebend erklangen sie und rein und so wunderbar!

Mein Gott, das war nicht möglich! Ich versank im Himmel und wurde garantiert rot. In Luxemburg hatte mir noch nie jemand den Chor von Beethovens Neunter aufgetischt, allein für mich, morgens früh bei Marmelade und weich gekochtem Ei. Hier war es wahr geworden. Ich schreibe diese Zeilen als Dank für die Kinder und ihren aufmerksamen Dirigenten. Die Begegnung hat mich sehr berührt.

3.

Viele Gedanken gehen mir vor dem eigentlichen Beginn meines Aufenthaltes als regionaler Schreiber durch den Kopf. Wie ein Punkt komme ich mir einen Augenblick lang vor, vielleicht auch wie ein Fragezeichen, in einer sich nach allen Horizonten gleich flach erstreckenden Region. Im fernen Dunst ist als einzige Erhebung der Brocken zu erkennen.

Ich habe Konrad, den stämmigen Esel in der Wiese nah am Forsthaus entdeckt. Er frisst stoisch, ist uninteressiert an meinen freundlichen Zurufen und rupft das Gras und rupft und furzt kurz, aber laut.

Ich fuhr am Brocken vorbei, als ich das Forsthaus ansteuerte. Ich wurde mit Deutschlandfahnen begrüßt, die auf einer Autobahnbrücke geschwenkt wurden, hin und her. Ich erblickte die Buchstaben AFD und ich sah Fahnen mit der weißen Friedenstaube auf blauem Grund. „Fahre ich jetzt in ein Kriegsgebiet hinein?“, fragte ich mich. „Flattern die Tauben wie damals während des Vietnamkrieges, als wir unsere Schulhefte mit den runden Stickern beklebten und als Kommunisten beschimpft wurden?“ Ich konnte es mir schwer vorstellen, doch der Auftritt wiederholte sich eine Brücke weiter.

Eine Region wie das Harzvorland – das östliche Harzvorland, muss ich präzisieren – erkunden zu wollen, kommt einer Gleichung mit drei Unbekannten sehr nah: Sie ist kompliziert und ein Synonym für Kopfzerbrechen, Tüfteln, Überlegen, Entdecken, Verwerfen, alles mit dem Ziel, den passenden Weg zu finden. Gleichungen zu lösen war Hauptbeschäftigung im Mathekurs am Gymnasium. Ich habe mir von da die Freude daran gerettet, Dinge anders zu besehen. Sie umzudrehen, von der Seite oder von unten zu betrachten, sie von hinten aufzuzäumen oder von oben zu sezieren. Sodass sie Aspekte offenbaren, die einen erstaunen.

Eigentlich, und ich sage es in vollem Ernst, könnte ich mich als Harzer Roller bezeichnen. Den Namen dieses Vogels kenne ich seit meiner Kindheit. Mein Vater erwähnte ihn öfters, wenn er über die gefährliche Arbeit in unseren Eisenerzgruben erzählte. Ich könnte singen, piepen, trillern, flöten hoch hinaus, rollen tief, mit der Kehle schnalzen, gurren und grunzen, knorren auch, zwischendurch einen hohen Pfeifton von mir geben ... ich würde vielleicht nicht schneller fündig, aber es wäre erfrischend, zu entdecken, dass ich ein Vogel geworden bin, ein echter schräger, der durch das Harzvorland rollt und die Region aus neuer Perspektive entdeckt.

4.

Wir4Gemeinsam: Ein schönes Motto, finde ich. Doch für mich als fünftes Rad am Wagen blieb es lange uneben. Ich wurde gebeten, vom ersten von neun europäischen Stadtschreibern von Aschersleben zum ersten Regionalschreiber zu mutieren. Die neue Aufgabe ist gleich reizvoll und nicht minder herausfordernd: Aus eins mach vier. Aus Aschersleben solo mach Arnstein, Aschersleben, Falkenstein und Seeland im Chor.

Der Blick aus meinem Zimmer, in dem ich während meines Aufenthaltes wohne wird sanft unterbrochen durch Spitzengardinen an den Scheiben. Er soll sich nach innen richten. Meine Aufmerksamkeit sich auf das rustikale Flair, die soliden Möbelstücke und verzierten Tässchen auf blauen Tellerchen fokussieren. Das Märchenhafte soll nicht gestört werden und die Angst vor dem bösen Wolf erst gar nicht aufkommen.

Doreen, die Gehilfin im Haushalt, sorgt sich und müht sich um mein Wohlergehen. Manchmal meine ich jedoch, sie wundere sich über meine Fragen: „Könnte ich ein Glas Marmelade kaufen? Eins vom Hof, selbstgekocht und selbst eingefüllt?“

„Natürlich. Was denken Sie denn?“

Doreen ist freundlich und zuvorkommend. Am nächsten Morgen steht ein gut gefülltes Glas mit Rhabarber-Apfel-Konfitüre neben meinem Teller.

Am Abend, welche Aussicht in die Flur, die einschlafende, mundtrockene! Die Lichter sind weit verstreut. Ich stehe auf der Feuertreppe vor meiner Unterkunft und spähe in die nächtliche Kulisse. Niemals stand ich vor Bergen, am Meer, an einem See oder neben einem Bach im Wald und habe keinen einzigen Laut vernommen. Mal war es ein Vogelschrei – ein Waldkauz, der *huhu* an mir vorbeischwebte –, mal ein Autoreifen, der auf dem Asphalt zischte. Hier, am Abend auf der Treppe vor meinem Zimmer baut die Landschaft nur hohe, randlose Stille.

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, doch ist er auch schwer. Wo beginnen, zu schreiben über ein Projekt, aus dem die Idee eines *wir4gemeinsam* anzulegenden Maisfeldlabyrinths momentan, wurde mir erklärt, hervorsticht? Meine Fragen haben weniger mit Maiskörnern, aber viel mit Labyrinthen zu tun.

5.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes wünschte ich mir, eine Idylle zu entdecken. Vielleicht in Quedlinburg, der alten Kaiserstadt? Oder doch auf dem weltberühmten, geschichtsschwangeren Brocken, der über dem Harz thront? Ich wollte ihn erst ausklammern. Ihn nicht in meinen Text setzen. Warum weiß ich auch jetzt noch nicht. Er ist der höchste Berg im Harz. Er liegt von meiner Herberge so um die siebzig Kilometer entfernt. Er streckt seinen Antennenstachel in den lichtgrauen Dunst. Ich kann nicht einen einzigen Schritt vor die Tür tun, ohne ihn zu sehen, den fernen Grauen. Also möchte ich ihn näher kennenlernen. Vielleicht sehe ich dann klarer.

Ich glaube mich an keinen einzigen Berg zu erinnern, also im europäischen Raum, über den mehr gedichtet, geschrieben und fantasiert wurde, als über diesen. Über den sich auf Teufel komm raus das Maul, die Hörner und die Hoden zerrissen wurden. Oh Brocken, du Mastermind der Walpurgisfans! Von Johann Wolfgang kenn' ich dich als faustische Herausforderung, von Heinrich als erkundenswerten Ort.

Kein Vorland ohne den Harz. Kein Brocken ohne seine Bröckchen im Umfeld. In seine Richtung durchquere ich die Talsohlen, die giftgelben Rapsfelder nahe Quedlinburg und Wernigerode. *We are one person*, erzählt Kahlil Gibran in der berühmten Ausstellung *The Family of Man*. *We are one landscape* behaupte ich, denn als Harzer Roller erkläre ich den Brocken jetzt zu meinem natürlichen Umfeld.

Die Fahrt mit der Dieselbahn ab *Drei Annen Hohne* ist, ich erschrecke, eine Fahrt für Alte, so zwischen siebzig und scheintot. Mit Kappe und Reisestock, mit schweren Bergschuhen, an denen schwere Sohlen kleben, etwas grob und ungeschlachtet, sind sie gut geschützt vor Arthrose und Zipperlein. Ich lobe mir meine Turnschuhe. Sie sind bequem für den Spaziergang, und Knieschmerzen hin oder her, es wird wohl Bänke und Ruheplätze da oben geben.

Während der Fahrt erschrecke ich ein weiteres Mal: „Pass auf!“, ein hohes Piepsen von Monsieur Nebenmir ertönt. Ein Insekt, ein hin- und herschwirrendes, lichtluftes Geschöpf, hat sich an der Scheibe verirrt und ist die Ursache für seinen in ungeahnte Höhen schnellenden Blutdruck. „Sie sticht. Pass auf! Sie bohrt sich ins Fleisch!“ Monsieur Nebenmir ist rot angelaufen. „Ach, hör doch auf!“ Madame Gegenüber ist vernünftiger. Monsieur Nebenmir versucht es ein erstes Mal. Schlägt mit der Kappe aus Leder gegen das Glas. Seine Glatze leuchtet. Er schlägt ein zweites Mal, fährt zurück. Ich spüre seine Lenden, die sich prall und unangenehm warm gegen meinen Oberschenkel drücken. Monsieur Nebenmir hält den Atem an, klatscht ein drittes Mal

mit der Kappe, atmet auf. Es riecht nach Blut und Gedärmen. „So! Fertig. Da liegt sie. Siehst du? Schau doch mal hin!“

Es gibt immer weniger Insekten, glaubt man den britischen Statistikern, welche die Nummernschilder an den Wagen untersucht haben. Mein Gott, ich habe ein schlechtes Gewissen, Monsieur Nebenmir nicht in den Arm gefallen zu sein. Ihm seine Kappe nicht aus der schwieligen Hand gerissen zu haben. Doch ich bin mir sicher: Er hätte das winzige UFO allein mit seinem Daumen und dem links und rechts wachsenden, geometrisch schiefen, dann trigonometrisch um die Kuppe gerundeten, schließlich mathematisch undefinierbaren, hochgestülpten, zerfurchten, gelblichen Nagel gnadenlos zerquetscht.

Die Angst treibt mich weiter um. Zum Fürchten sieht die Landschaft aus. Tausende und Abertausende Fichtenstämme, Wurzelstöcke und schwere Äste, teils verkohlt, liegen zwischen Granitblöcken, überlagern sich, bedecken kreuz und quer die Hänge und Senken, stehen knochentrocken und tot. Sie bilden eine gespenstische Landschaft. Nicht ein Pfifferling von Idylle ist zu sehen. Als ob sie meine Gedanken erraten hätte, tönt eine Frauenstimme aus dem Lautsprecher: „Meine Damen und Herren, das Totholz dient dem neuen Mischwald, gibt den Bäumen und den Tieren Nahrung. Schauen Sie, wie der zukünftige Wald schon hervorwächst.“

Das Wetter ist günstig, die Sicht klar, die Temperatur liegt bei zwölf Grad, gefühlte sieben wegen des böigen Windes. Kleine Bäumchen zwischen dem Totholz leuchten hellgrün. Das Brockenhaus ist eindrucksvoll gestaltet. Ich erfahre viel über die Geschichte des Ortes, über seine Sagen und Legenden. Ein Rundgang ist der Natur der Landschaft gewidmet, ihrer Eigenart, der Tier- und Pflanzenwelt hier sowie den aktuellen Veränderungen durch die Trockenheit und den Borkenkäfer. Gut erklärt ist sie und noch besser dargestellt.

Die obere Etage erinnert dagegen an die militärische Bedeutung des Brockens und an seine Rolle als Grenze und Spionageort im Kalten Krieg. Der Rundgang an den ehemaligen Radaren und Spähvorrichtungen vorbei ist beeindruckend. Ich versuche mich an einem dieser Konstrukte, einer Art Fernspähkanone mit Knopfdruck und schaffe es tatsächlich den ehemaligen Kanzlerbungalow in Bonn auszuspähen. In mein Visier gerät unerwartet Helmut Kohl, wie er dabei ist, einer fremden Besucherin die Mineraliensammlung auf seinem Schreibtisch in allen geologischen Facetten fürsorglich zu erklären.

Der Granitfelsen steht solide über dem Panorama der Region. Das Porträt von Heine lädt zum Selfie ein, zum Sichfreuen über so viel Nähe zum literarischen Spötter, den seine berühmte Harzreise bis heute überlebt. Ich beende meinen Ausflug in *Drei Annen Hohne* höchst unspektakulär mit einer deftigen Erbensuppe, die über Holzfeuer gekocht wurde. Und ich erfahre, dass ich wohl „Danke Madame“ sagen könne, aber dass dies im deutschen Sprachgebrauch nicht üblich wäre. „Danke genügt“, erklärt die Madame neben ihrer Gulaschkanone. „Vier Euro fünfzig, bitte.“ „Danke.“

Mir selbst danke ich für die Zeit, die ich mir genommen habe, den Brocken zu besuchen. Ein persönliches Highlight war es. „Danke.“ Ein nachhaltiger Ruf des zwischen den Felsen herauslugenden neuen Waldes an die *Wir4gemeinsam*-Region. Meine Wahrnehmung der Natur scheint sich plötzlich verändert zu haben. Baumkronen stehen isoliert in Wiesen, als ob sie beim nächsten Windstoß davonrollten. Ich zähle viele Vogelarten, die sich durch ihren Gesang hervortun: Die Gartengrasmücke, den Zilpzalp, den Bluthänfling und die Mönchsgrasmücke. Ich

sehe Silhouetten von Rotmilanen über dem Friedrichshohenberg kreisen. Höre ihre hohen, dünnen Rufe. Die Stille hat zu einer Sprache gefunden.

6.

Von meiner Bank am Aussichtsort über Ermsleben war sie leicht zu übersehen. Ich hätte auf sie treten, es zerquetschen können. Sie? Es? Das winzige Loch im Gras – Ist es der Eingang zu einem Ameisennest oder zu ähnlichen Schutzräumen? – ist präzise gebaut. Ein Hobbitloch? Hier? Ich muss lachen. Einmal Tolkien, überall Tolkien. Ich wundere mich über die geometrische Präzision des Eingangs. Eine Raupe hätte wirre Fressspuren hinterlassen. Die Lage der Öffnung, knapp am Rand des Hanges, die in der Sonne blühende Hecke als Beleuchtung ... Märchen scheinen dieser Region nicht fremd zu sein.

Im Harz gibt es Dinosaurier auf Autobahnbrücken. Alles ist hier möglich. Doch dann bewegt sich ein winziges Etwas. Beinahe unsichtbar wartet es im Zenit der Öffnung, die meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Zögernd tastet Beinchen um Beinchen, tappt Millimeter um Millimeter vor. Ein Wurm würde Schleimspuren hinterlassen. Eine Mönchsgrasmücke, derer es hier viele gibt, würde sich durch ihr melodisches Piepsflötentönen verraten. Nein, hier geschieht Unerwartetes, das sich langsam aufbaut. Als ob die Furcht oder die Vorsicht oder der Respekt vor der immensen Weite der Landschaft jede Bewegung streng prüfte, ehe sie die nächste erlaubte. ‚Deutsche Gründlichkeit‘, sage ich mir, ‚überall findest du sie. Warum nicht an einem Erdloch?‘

Dann kam sie. Es? Das Geschöpf, immer noch tastend, vorwärts, spinnend und webend, schob sich aus der Grasnöhre wie aus einem vegetarischen Darm. Schien erleichtert, die dunkle Bodenfeuchte zu verlassen, als hätte die Weite der Welt einen unmittelbaren Bezug zur Enge seiner Behausung. Spinnen sind schön. Ich bin ein absoluter Bewunderer der Pfauenspinne. Es sind fabelhafte Wesen mit Lust auf Farben und Sprünge. Hier ruht das Tier vor seiner Höhle. Ein schmales, dunkles Spinnchen, das gerade dem Webstuhl der Mutter entwichen sein muss. Als ich einen Schritt zurückweiche, das Handy aus der Gesäßtasche ziehe, ist das Tier verschwunden. Sicher aus Angst vor zu viel Öffentlichkeit und Publicity. Alles fügt sich, sage ich mir, der Brocken passt zum weiten Land, die Furcht der Spinne zu meiner Bewegung, die Frühnebel zu den einsamen Straßen, auf denen abends ein Motorrad rollt.

In Beziehung zum meinem Treffen mit Spinne, ordne ich das Gespräch am Frühstückstisch mit Hans, dem Faktotum und Esel-Konrad-Betreuer, ein. „Ich war vor der Wende in der Fabrikation von Stoff beschäftigt“, erklärt er mir. „War im Fußball. Man musste nur einige Kilometer fahren, um abends wieder zu Hause zu sein. Viele verloren ihre Arbeit nach der Wende. Heute sind die Distanzen in den Westen riesig. Die Entfernungen rechnen sich mit dem zehnfachen von damals. Doch ich bin hier zu Hause in Ermsleben. Da unten. Nicht weit von diesem Aussichtspunkt von dem sie mir erzählt haben. Ermsleben kennen sie ja, nicht wahr? Und hier die Doreen, die lebt in Aschersleben.“ Ende der Erläuterung. Die Information ist knapp. Hans lacht freundlich und spricht genau so viele Worte aus, wie er glaubt, dass es für einen Kommentar zu meinem Erlebten braucht. Keine Silbe mehr. Wozu auch?

7.

Ich hatte den Abstecher nach Quedlinburg tags darauf nicht geplant. Eigentlich wollte ich an den Concordiasee fahren, hatte an einer Kreuzung die Ausfahrt nach Seeland jedoch verpasst.

Ich bin bis jetzt noch keinem Exoten begegnet, den ich sanft auf die Schippe nehmen konnte und wollte. Ich hätte es nett getan, natürlich, weder reißerisch noch unflätig, weder boshaft noch schadenfreudig. Eher in der Art: „Na, brauchen Sie die Mütze nicht abzunehmen, wenn Sie in der Quedlinburger Marktkirche St. Benedikti sind?“ Die beiden Männer vor dem Altar schauten mich leicht ungehalten an. Ich hatte nichts gesagt, nur gedacht. Aha, sage ich mir, jetzt ist es so weit: Die beiden werden unserem Herrn eine Reverenz in seiner Kirche verweigern. Unerhört! Der Herr wird sie deswegen bestrafen. Nichts dergleichen erfolgte. Christus blieb angenagelt an seinem Kreuz und die Kappen festverschraubt auf den Köpfen.

Quedlinburg ist Weltkulturerbe der Unesco. Als die Perle im Harz, hatte ich gelesen, würde die Stadt bezeichnet. Ich sah keine wuchtigen Festungsmauern wie in der Luxemburger Altstadt, keine gähnenden Öffnungen für Kanonen in steilen Wänden. In Quedlinburg waren es die Fassaden der Häuser, die mich beeindruckten. Mir fiel ihre Verspieltheit auf, die Leichtigkeit ihrer Verzierungen. Blumen und Arabesken umarmten das historische Zentrum wie Lianen. Ja, ich schreibe „umarmten“, weil die Plätze und Gassen und Brücken zum Verweilen einluden.

So weit ich imstande war, es als Tagesbesucher zu erfassen, vermittelte die Architektur ein Bild des geschlossenen Ganzen. Das Stadtzentrum war durchgehend geprägt von feinsten Vorsprüngen, Übersprüngen, hölzernen Nasen und Regenrinnen in Bleifassung. Zierliche Gitter schützten geschliffene Fensterquader. Eine farbliche Vielfalt von Hellocker über Olivgrün bis Rostrot spielte zwischen den Balken des Fachwerks. Es war, so kam es mir vor, eine gut abgestimmte Handwerkskunst im Dienst mittelalterlicher Wohnungen. Fromme Sprüche prangten an den Fassaden der Vorderseiten neben leuchtenden Jahreszahlen. Sogar die Werbung musste sich anpassen. ‚Quedlinburg, die Stadt der Kaiser und Könige verteidigt ihre Noblesse‘, fand ich. Sie möchte als das Gegenteil brausender Metropolen nur eine sehr bescheidene Präsenz von Logos und Aushängen dulden. Das A der Apotheke war angepasst. Der Schriftzug „Obstladen“ eingesetzt in einen historischen Rahmen. Sogar die Verkehrsschilder, ansonsten bleckende Unruhestifter für Autofahrer, waren dezent aufgestellt. Man musste danach suchen und ich fand, dass die Einbahnstraße doch besser beschildert hätte sein sollen. Gut, sagte ich mir, dass an diesem Samstagnachmittag nicht viel Verkehr rollte. Im Rückwärtsgang hätte ich garantiert einen Blechschaden verursacht.

Ich besuchte Quedlinburg wie einen guten Kumpel, der mich nach Jahren zum Schnaps einlädt. Das Zentrum strahlte Geborgenheit aus, Ruhe, Gelassenheit. Als hätte die Stadt die Vorgabe für alle Mini-Porzellanstädtchen mit ihren glimmenden Lichtlein im Schaufenster von Käthe Wohlfahrts Laden am Berliner Kudamm geliefert.

Die gegrillten Garnelen auf Spaghetti, die ölgeschwemmten Knoblauchzehen, der feurige Spanier mundeten. Ich hatte den Garten des kleinen Fischrestaurants am Ende einer Passage entdeckt. Alles passte wiederum zusammen: Von der Bedienung bis zum Preis und der Aussicht auf die orangen Schindeldächer mit ihren

Schneegittern. Mein Gott, denke ich, ich schreibe, als wäre ich im Auftrag eines Reiseveranstalters unterwegs.

In einer Nebenstraße hielt ein schmaler Laden mit papiernen Schöpfungen ein Kafka Zitat in einem Kästchen bereit. Der Satz war über die Fotografie eines Falters und die Miniatur einer jungen Unbekannten geheftet. Ein hübsches Objekt, fand ich, talentiert gestaltet, handwerklich gekonnt hergestellt von der Dame, die mich bediente. Umrant von Himmel und Wolken lächelte sie mich an, vor Schiffchen und alten Bildern. Wundersam schwebend war das Ganze, als ob ihr Laden das quedinburgische Rendezvous sein wollte für ältere Herren auf der Suche nach Trost und schönen Sprüchen.

8.

„Na, schon gesehen?“

„Wen, was sollte ich gesehen haben?“

Er steht etwas abseits der Tür. Ich kann nicht erkennen, ob er ins Haus treten oder sich just von diesem entfernen will. Oder ob er auf mich gewartet hat. In Vorahnung des Besuches von einem, der anrollte, das Harzvorland zu erkunden. Nur gerüstet mit Internetwissen und seiner Neugierde.

„Wir kennen uns nicht“, ist meine vorsichtige Antwort.

„Jemanden anzuquatschen auf der Straße ist nicht üblich in diesem Landstrich. Das stimmt. Doch wir sind höfliche Menschen und hilfsbereit. Und wir haben viel Vergangenheit.“

„Und viel Zukunft, hoffe ich doch.“

„Na, na, Monsieur – So redet man Sie doch an in Luxemburg, nicht wahr? – seien Sie nicht zu voreilig. Schlagen sie die Zeitung erst auf, ehe Sie sie lesen. Titel genügen nicht. Weg mit den schlagenden Zeilen, hin zu Studium und Schlussfolgerung.“

„Weiß ich doch selbst.“ Ich bin sehr erstaunt. Ich hatte in dieser Wohnstraße keine Begegnung erwartet. Dazu gibt der Mann mir eine überflüssige Lektion, finde ich. Warum möchte er mir in seiner dunkelblauen Cordhose Ratschläge geben, die ich seit meiner Gymnasialzeit ohnehin befolge? Das Vordergründige ist nur eine Pforte zum Hintergrund, zu seinen Ursprüngen, den Wurzeln und Fasern. Diese haben mich seit jeher interessiert.

Als ob er meine Gedanken erraten hätte, sagt er: „Ach, sieh mal an, dieses Selbstlob eines Großherzogs.“

„Nein.“ Ich protestiere. „Das Land heißt nur so: Großherzogtum. Ich möchte nicht in Verbindung gebracht werden mit Krone und Zepter.“

„Hat er denn solche, euer großer Herzog? Er ist doch kein König oder Kaiser mit Hermelin und Reichsapfel.“

„Eher nicht. Doch er sitzt auf einem goldenen Thron.“

„Ja, ja, ein Thron. Wir sitzen alle auf einem Thron. Der eine höher, der andere tiefer. Kommt also noch das Schwadronieren hinzu, das Unbestimmte. Auch Fiktion braucht

Präzision, Monsieur. Das wundert Sie, nicht wahr? Kommen Sie. Treten Sie ein. Ich hab' frischen Kaffee in der Kanne. Und bitte nicht stammeln, wenn Sie erzählen.“

„Ich stammele nicht. Ich rede klar und deutlich.“

„Na ja, warten wir's ab. Also, ich höre zu und rücke zurecht, damit Sie auf den geraden Wegen bleiben. Derer gibt es viele hier. Schnurgerade.“

„Hab' ich gesehen. Ja.“

„Kommen Sie Monsieur A.“

„A?“

„A wie Arroganz.“

„Sie übertreiben. Eher Z wie Zuhörer – oder wie Zuschauer – sollten Sie mich nennen.“

„Na gut, wir werden sehen. Doch die schöne Arabeske an meiner Haustür haben Sie nicht bemerkt vorhin. Das hatte ich Ihnen sagen wollen: Das Ding ist eine Erinnerung an das Handwerk in der Region.“

Die Begegnung lässt mich an meine ehemalige Freundin Rosa denken, die meine Novelle über ein Mietshaus mit sieben Stockwerken zerrupfte, verbesserte, auch zurechtrückte, mir unangenehme Fragen dazu stellte. Doch das war Anfang der Siebzigerjahre. Hier sitze ich einem weder ganz jungen noch alten Mann in mintgrünem Flanellhemd am Küchentisch gegenüber. Er trägt keine Strümpfe an den Füßen. Seine schlanken Finger umspannen den Henkel der Kaffeekanne. Er füllt die Tassen vor uns mit dampfendem Arabica, ohne einen Tropfen auf das Tischtuch zu verschütten.

Ein kurzes Gespräch entspinnt sich. Der Mann sieht mich an. Sein buntes Kettchen um den Hals hat mich unsicher werden lassen. Ist er mit einer Walpurgis verwandt, die ich noch zu beschreiben hätte? Ich stelle die Frage.

„Blödsinn, Monsieur, was Sie sich da alles vorstellen. Sie werden die Stille kennen lernen. Das garantiere ich Ihnen.“ Er sieht mich leicht amüsiert an.

„Die kenne ich bereits“, entgegne ich.

„Stimmt. Sie sind ja der neue Gast am Taubenturm. Und sie haben Hans kennengelernt. Netter Kerl und sehr diskret. Doch wie Sie bin ich nachts auf der Suche. Am Tag ist es mir manchmal zu hell.“

„Nachts versuche ich, zu schlafen, nicht zu suchen.“

„Ich bin der Jaime.“

„Hallo.“

„Wollen wir uns duzen?“

„Bin ich bei dir.“

Jaimes gute Stube ist ein schmaler, niedriger Raum, in dem sich Tassen, Teller und Teekannen auf Regalen verteilen. Durch eine geöffnete Tür sehe ich ins Schlafzimmer auf ein ungemachtes Bett. Jaime hat meine Neugierde bemerkt. Er zieht die Tür diskret und leicht verlegen, finde ich, ins Schloss. Bilder von sonnenbeschienenen Meeresküsten bedecken die Wände. Neben dem Schrank, einem dunkel gebeizten Burschen, steht ein zerkratzer Stuhl. Auf seiner Fläche

stapeln sich Hüte und Mützen, auch Strümpfe, als ob ein Kleiderhändler vergessen hätte, bei Jaime vorbeizusehen und seine Ware abzuholen.

„Alles altes Zeug“, bedeutet er mir. „Werden wir beim nächsten Trödelmarkt anbieten. Fine und ich lieben Trödelmärkte.“

„Warum das denn?“

„Weil sie leicht verwahrlost sind. So etwas von zwanglos sind diese Treffen.“

„Das sehe ich auch so.“

„Man kann anbieten, was man möchte, und kassieren, was man dem Käufer aus der Tasche locken kann.“ Jaime lacht und neben seinen dunkelbraunen Augen spannen sich Fächer aus Hautfalten, eng und lustig.

Eine antiquierte Kaffeemühle steht auf dem Regal am Fenster. Noch immer ragt ihr Dreharm mit dem hübschen Knauf aus Porzellan aus der oberen Öffnung. Das Gehäuse hat hingegen einen tiefen, sich nach unten vergrößernden Riss. Dieser macht es unbrauchbar. Die Bohnen würden über dem Zerreiben aus dem Gefäß springen. Jaimes Zubereitung des Kaffees mithilfe seiner gleichfalls betagten, doch voll funktionsfähigen DDR-Kaffeemühle *Kult Retro Ost GDR* ist klasse und die schwarze Brühe füllt unsere Tassen und verströmt ihr mokkaaffines Aroma.

In einer Ecke, halb versteckt im Schummerlicht einer Fensterluke, steht eine Figur aus Glas, halb Engel, halb Gartenzwerg. Anstelle einer roten Zipfelmütze trägt der Kopf einen Gummischlauch mit einem Mundstück, an welchem sich jemand während Jahren Zähne und Zunge abgerieben hat. Vielleicht auch die Lippen. Das Gerät ist eine primitive Wasserpfeife. Ein selbstkonstruiertes Stück guten Rauchs und exotischer Träume. Ich stelle mir vor, dass das Wasser im Bauch der Figur zischelt und brodelt und die Rauchsäule sich durch den Schlauch in den Hals windet, in die Nase und Luftröhre, sich von dort geradewegs in die Lungen pumpt. Ich verspüre ein ekliges Gefühl in der Brust. Fast möchte ich mich übergeben. Meine letzte Zigarette habe ich vor fünfzehn Jahren geraucht. Jaime hat mein Erstaunen bemerkt.

„Ich bekomme Hustenanfälle, wenn ich es übertreibe“, meint er. „Fine liebt das Stück. Noch Kaffee?“ Er lacht wiederum. „Zusammen rauchen wir und bereiten uns auf die nächsten Flohmärkte in der Region vor. Fine arbeitet im Rewe, in Ballenstedt.“

„Schön“, meine ich.

„In dieser Bude bin ich nur Gast. Es ist ihr Haus. Hat sie von den Eltern.“

„Sie arbeitet heute?“

„Nur heute Vormittag. Und sie wurde angepisst. Ein Scheißfuzzi hat ihre Tattoos und Piercings um den Mund nicht gemocht. Muss dem doch egal sein, wie meine Freundin sich kleidet. Und ob sie ihre Tattoos und ihr Metall zeigt oder nicht. Ist doch ihr Körper. Wenn sie nicht viel verdient“, schimpft er, „sollte sie sich wenigstens ihr Aussehen gönnen.“

„Das meine ich auch. Werden wir uns wiedersehen?“

„Wann immer du möchtest. Ruf mich an.“ Jaime schreibt einige Zahlen auf einen Fetzen Papier. „Hier, meine Nummer. Ich kann dich manches lehren, wenn ich dich begleite.“

Jaime ist ein anstrengender, zugleich mitteilvoller Gesprächspartner, der sich seine Überzeugungen in den langen Jahren der Stille zurechtgelegt haben muss. So kommt es mir jedenfalls vor.

9.

Ich plane erneut einen Abstecher nach Seeland. Am 18. Juli 2009 rutschten in Nachterleben 4,5 Millionen Kubikmeter Erde vom Abhang in den künstlichen Concordiasee. Drei Menschen starben in ihren Häusern, die vom Erdbeben mitgerissen wurden. Hans in Friedrichshohenberg hatte das Geschehen so kommentiert: „Die wurden nicht geborgen. Die liegen noch auf dem Grund des Sees. Ist zu schwierig mit der Bergung, nehm' ich an.“ Unvorstellbar und fern ist das alles heute, sage ich mir, als ich vor dem Gasthaus auf der Terrasse sitze und auf die Bedienung warte.

Das Unglück hätte, sollte verhindert werden können. Mühsen. Gab es Warnzeichen? Hinweise, dass der Abhang instabil geworden war? Der Braunkohletagebausee Concordia flimmert wie ein echter Seuratⁱⁱ. Glimmerpunkte ohne Ende. Ein gut befestigter Rad-und Fußgängerweg verläuft am Ufer entlang und lädt zum Flanieren ein. Er endet nach einem Fünftel der gesamten Strecke, die ich auf sechs oder sieben Kilometer schätze. Während meines Spaziergangs sind die Warnhinweise nicht zu übersehen: "Bergbaugelände. Betreten strengstens untersagt. Gefahr!" Lebensgefahr? Hier in dem Idyll? Unweit von Holzstegen und einem Segelboot, das im Licht schaukelt? Sind die Schuldigen ermittelt? Die Ursachen geklärt? Wurde die Betreibergesellschaft zur Rechenschaft gezogen? Der Ort, an dem das Unglück passierte, ist auch von anderer Seite nicht zugänglich.

Die Waffel schmeckt. Die dreifarbige Eiskugel zerläuft. Die Schlagsahne bedeckt langsam den Tellerrand. Das Mineralwasser stammt aus dem Hahn, erfrischendes Harzer Nass, ein Glas voll, aufgemischt mit Kohlensäure aus dem Supermarkt. Es sollte als authentisches Mineralwasser *made im Harzvorland* unter dem Namen „Concordiawassereperiment_mit_CO2“ angepriesen werden, meine ich.

Heute ist Sonntag. Die junge Familie an meinem Tisch sieht sich mit ihren Kids Bücher über die Erde an, über Dinosaurier, die Planeten um die Sonne, über Höhlenmenschen. Frage des Mädchens: „Papa, sind Hippies Höhlenmenschen?“ Ich protestiere. Hippies sind Hippies und höhlen, wenn überhaupt, nur gesellschaftliche Vorurteile über sanfte Brüder und Schwestern aus. Heute, im Digizeitalter, einen Hippie mit einem Neandertaler zu vergleichen hört sich dennoch unerwartet an. Solches von Luise, einer liebevollen Zehnjährigen, keck und ungemein neugierig, zu vernehmen, ist eine echte Überraschung. Sie vermag den Begriff Hippie fabelhaft zu buchstabieren. Sie ruft mich zurück, nachdem ich mich bereits verabschiedet habe und schenkt mir ihre Zeichnung von einem Strichmännchen auf seinem Strichrad. „Für dich!“ Ich sehe einen klapprigen Hippie auf seinem dünnen Drahtesel. „Passt doch irgendwie“, meint sie. Ich stimme ihr zu.

„Luise, wie hältst du's mit der Geschichte? Hippies ... das waren doch, na, was waren sie?“ Jetzt bin ich schon zu weit weg, um ihr das alles im Detail zu erklären.

Seeland, deine Straßen, Wege und Pappeln, deine Häuser, die sich demütig, sauber und ordentlich der Weite fügen, werden von Windrädern durchkreuzt. Der Bär am Fuß der Kirche ist imposant, ihr Turm lächerlich gedungen. Bär aus Holz gegen Kirchturm aus Stein? Immerzu geben Perspektiven das Empfinden vor.

10.

Ich fahre nah am Selketal vorbei in Richtung Burg Falkenstein. Der Parkplatz ist geöffnet, die Burg geschlossen. Ich freue mich auf ein knuspriges Steak auf der nahen Terrasse. Das Restaurant am Platz ist gleichfalls zu.

Ich bin unterwegs im Wandergebiet dessen Täler und Höhenzüge denen im luxemburgischen Oesling stark ähneln. Klares Wasser fließt durch die Schatten der Erlen und Weiden. Eine Idylle zum Kuscheln ist es, die ich langsam durchquere. Kein Auto außer meinem eigenen ist auf der Landstraße unterwegs. Dann wieder der Blick in die Felder, immer wieder diese Ferne, diese Novalisblume, die an jeder Koppe leuchtet.

Jetzt habe ich Grund zu echter Freude: Eine Tankstelle ist in der Nähe. Sogar doppelten Grund: Sie hat geöffnet. Ich kann mein Glück kaum fassen: Die Bedienung nimmt Visa. Ich bin beruhigt. Den Weg zurück zum Forsthaus finde ich ohne Google Maps. Ich orientiere mich am Wind, der unablässig in Richtung Friedrichshohenberg bläst.

11.

Jaime stellt sein Rad an das Gatter vor Konrads Wiese.

„Was machst du?“

„Ich schreibe, siehst du ja. Doch die Sonne brennt und das Licht ist sehr stark.“

„Warst du schon mal auf dem Berg, der hinter deinem Forsthaus ansteigt? Gehen wir zusammen hin. Ich mag Braunbären.“

„Was?“

Jaime lacht. „War doch nur Spaß. Da gibt's Füchse, keine Bären.“

Landschaften sind nicht nur diese wundersamen Wege durch den Forst, sind nicht nur freundliche Geräusche, die den Waldboden beleben, *kribbel*, *krabbel*, ihn zu einem pulsierenden Organismus werden lassen. Wir schreiten entlang warnender Schutzhinweise – „Mahnweg. Rettet den Berg“ – entlang nackter Fichten und Birkenreste. Ist es der Bergtod, der uns erwartet? Ich möchte Frische atmen, mit den Ohren den Wind einfangen. Auf der Bank lauschen wir dem Piepen und Flöten der zahlreichen Vogelarten. Ich nehme dumpfe Klopfergeräusche wahr. Jaime beruhigt mich: „Ist vielleicht nur ein Rehbock, der sein Geweih gegen die Rinde schlägt.“ Er kneift die Augen zusammen, flüstert plötzlich: „Könnte auch das Brüllen eines Grizzlys sein.“ Er lacht laut über mein verdutztes Gesicht. „Aber nein. War nur Spaß, Mensch. Schau nicht so belämmert.“

Ich zitiere einen eben mir zurechtgelegten Satz: „Die Weite der Landschaft fordert einen respektvollen Spaziergang durch ihre Fäden.“

„Was ist das? Versteht ja kein Mensch. Du schreibst wie meine Oma, seicht und versponnen. Die Gewaltbereitschaft der Friedenstauben ist unübersehbar, mein Freund.“

Jaime ist resolut.

„Ja, weiß ich auch.“

„Mich haben sie mal als ‚verdammten Kanaken‘ beschimpft.“

„Was?“

„War aber nicht hier. War im Januar 2024 in Halle. Es waren sechs, sieben Jugendliche, die das gerufen haben. ‚Lauf zu deiner Kanakenbraut‘, haben sie mir nach der Demo zugebrüllt. Schön beharrlich waren die, johlten und warfen mit Steinen nach mir. Hab’s weggesteckt. Da kann man nichts machen. Bin dann zu Fine. Die war echt sauer, kann ich dir sagen.“ Jaime poliert sich mit einer flachen Bürste den Nagel am linken kleinen Finger.

„Hier die Narbe, siehst du?“ Ein roter Streifen zieht sich über den Hals, nah am Kehlkopf. „Hab’ ich tatsächlich so eine crazy Visage?“

„Du sprichst wie ein Teenager, Jaime.“

„Manchmal bin ich einer, glaub’ ich.“

Jaime ist in diesem Augenblick eine sehr verletzte Person. Aus dem selbstbewussten Mann in Cordhose ist ein Junge von achtzehn Jahren geworden. Er verabscheut Gewalt und Aggressivität. Versteht sie nicht. Sieht ihnen ratlos zu und weiß nicht, wie er darauf reagieren soll, außer mit ironischen Kommentaren.

„Hör mal, was ich jetzt schreiben möchte. Darf ich dir’s vorlesen?“

„Nur zu.“

Ich hatte mir den Satz ins Handy getippt. „Unter Autobahnbrücken werden Federn von Friedenstauben zu Abgründen.“

„Mmmh, ja, wenn du unbedingt willst. Das kannst du eventuell so stehen lassen.“

12.

Morgen ist der erste Mai. In Frose wird die Tradition des Maibaums gepflegt. Ich werde Zeuge. Herr Klimt, der Präsident – „Klimt wie der Gustav?“ „Der Maler? Jo“ – gibt mir erschöpfende Antworten auf meine Fragen: „Natürlich ist der Heimatverein wichtig. Es gibt uns jetzt bereits seit fünfzehn Jahren. Und wir betreiben ein Museum, nicht weit von hier. Wir zeigen, wie es früher war.“

„Vor der Wende?“

„Nein, noch viel früher. Wie die Menschen gelebt haben.“

„Ich werde es besuchen.“ Ich frage erneut: „Warum gibt es den Heimatverein in Frose?“

„Wenn wir uns nicht kümmern um die Schönheit unserer Dörfer, tut es niemand. Wir möchten, dass es gut aussieht. Kommt doch sonst kein Tourist. Wir haben eine wichtige Rolle zu spielen.“

„Wie steht es um den Nachwuchs?“

„Na ja, es sind junge Menschen, die erst ab achtzehn dazustoßen. Vorher ist’s schwierig, wenn die nicht volljährig sind, mit Erlaubnissen und so. Wir sind

momentan an die vierzig und helfen bei manchen Gelegenheiten. Auch der Weihnachtsbaum gehört dazu.“

Das Karussell für die Kinder ist voll besetzt. Der Platz im Schatten der evangelischen Stiftskirche ist nun belebt. Die Besucher flanieren, sprechen laut und sind vergnügt. Die Schleifen am Maibaum wehen im Dunst der Bratwürste und Bouletten, wedeln hoch über der Zapfanlage.

Zurück in Aschersleben am späten Nachmittag bin ich zutiefst beunruhigt. Die Information auf dem Rand des Sonnenschirms im Biergarten hat mich nervös werden lassen: „Wir Thüringer trinken Apoldaer.“ Und eine Stofffalte weiter prangte der Schriftzug: „Dein Heimatbier.“ So was! Die Thüringer trinken nicht nur ihr eigenes Bier, sondern auch dein, also mein Bier. Ungeniert tun sie es kund. Eine Provokation ist das! Und sie leuchtet auf allen Sonnenschirmen sämtlicher Biergärten von der Herrenbreite bis ins Ostviertel der Stadt. Es weht ein bedrohlicher Wind um die Köpfe der Sachsen-Anhalter. „Wir trinken nicht nur deinen Gerstensaft. Wir trinken dazu noch deine Heimat, dein Mineralwasser, deine Colas und Schnäpse.“

Mithilfe von Großindustriellen plant Bodo Ramelow nach seinem Abgang die Invasion des Nachbarn, bereitet die Übernahme vor und wird den Stoß führen. Alle Mann zu Ross! Stülpt Helm und Federbusch über! Ein eiskalter Schlag gegen anhalt-sächsische Gewohnheiten wird das sein. Fort mit der Gemütlichkeit und dem fröhlichen Bierstemmen! Thüringen übernimmt die Eiscafés und Griechenrestaurants, die Territorien von Novalis und Knigge. Nieder mit dem störrischen Nachbarn! Es lebe die Nostalgie um Erich im Quadrat und seines Landes der Birn- und Apfelbäume. Der Sturm fegt über Felder und Fluren. Nichts wird mehr so sein, wie es einmal war. Es wird überrannt, gebrandschatzt und gevierteilt werden. „Wir trinken dich leer, verdammt noch mal. Wollen doch sehen, wer hier mehr Heimat zu verteidigen hat.“

Stellt man sich jedoch das Gegenteil vor, in Erfurt an der Gera prangten Sonnenschirme mit der Aufschrift: „Wir Sachsen-Anhalter essen Harzer Käse, deinen Käse.“ Die Katastrophe wäre nicht mehr abzuwenden. „Wir schlecken dir auch die Sahne von der Waffel, die Kugel vom Eis.“ Schlachten von herculanischer Größe würden sich anbahnen: Bodo gegen Reinerⁱⁱⁱ, alle Klöße und Bratwürste gegen alle Käselaiber, Roller und Taler. Welch eine Riesenschlemmerei würde das werden! Eine innerdeutsche, doch länderübergreifende Orgie des populären Geschmacks, der ungebremsen Kalorienzahl und der fettarmen Sauermilch stünde in den Startlöchern. Dazu überschwemmt von Apoldaer, dem Beschleuniger einer heroischen Auseinandersetzung um die Herausforderungen unserer Zeit.

Zumindest einmal im Jahr, während der Walpurgisnacht vor dem ersten Mai, gehen solche Differenzen andere Wege. Glätten sich Widerstände, um Heimatliches besser erproben zu können. Wie in Thale am Hexentanzplatz erwarte ich mir eine tobende, heulende und bacchantisch wirbelnde Schar von HexerInnen und ZauberInnen in meiner *Wir4gemeinsam*-Region. Diese würde dem Spuk in Thale nicht nachstehen. Davon war ich überzeugt. Ich wollte sehen, wie die Walpurgisfeuer auf der Konradsburg brennen, wie sie in Eisenkörben schauerlich blaken und flackern.

Die Dächer der Anlage ragen über die Baumwipfel. Ich erwarte mir dunkle Materie, als ich den Weg hinaufsteige. Furchteinflößende Masken mit Mündern ohne Zähne und Augen ohne Pupillen. Jetzt höre ich Musik. Eine Band spielt angenehm und eine junge Dame singt dazu mit einer angenehmen Stimme. Der Pfannkuchen ist lecker, das Mineralwasser eiskalt, doch mein Bild „Spitzhutsilhouette vor Bühnenkulisse“ will mir nicht gelingen. Der ältliche Partner der Dame mit dem Hut vor mir schielt ohne

Unterlass auf die Bewegung meines Handys. Drehe ich es unmerklich nach links dreht er den Kopf noch unmerklicher mit. Gerät der spitze Hut seiner Begleiterin rechts in mein Visier, er muss es spüren, bewegt er sich in die gleiche Richtung. Er späht und passt auf und ist sehr besorgt, dass ich ja nur kein Bild von der Kopfbedeckung seiner Begleiterin fotografiere. Vielleicht besitzt er Urheberrechte an diesem an sich banalen Kleidungsstück. Vermutlich ist er ein Nachfahre von Hoddiss' „Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut“. Vielleicht hat er wegen des bevorstehenden Weltendes einfach nur Angst um seine eigene Narrenkappe mit Schellen. Nun gut, ich lasse es sein und spaziere zum Ausgang der Burganlage.

Kinder tollen über den Rasen, schlagen Rad, hören der Band zu, amüsieren sich bestens. Und dann, unter dem Torbogen, unerwartet, sehe ich sie. Dort steht meine Walpurgis, meine Zauberin, obwohl es eine männliche Person ist. Doch mit Zauberei lässt sich so manches verdrehen und anders verstehen. Er steht kerzengerade, trägt kurze Jeans und wartet auf seinen Freund, der sich noch am Auto zu schaffen macht. Ich nehme sein Tattoo am Bein wahr. Eigentlich mag ich Zeichnungen in der Haut, vorausgesetzt sie sind fein gearbeitet und zeigen gute Fantasie. Hier steht ein Bein im Tor und an eben diesem Bein, dem linken, drehen sich die wunderlichsten Blattformen. Winden sich Halme und Gräser ab der Ferse über die Wade bis an die Pobacke. Hier bin ich im Zenit meiner Leidenschaft für authentisches Leben angekommen. Der Punkt, an dem meine Spurensuche zum Ziel kommt. Die junge Person hat ihre heimatliche Flur am Schenkel. In permanenter Erdung, nah an der Humusschicht ist jeder Muskel ein Kanal zu Wurzelstock und Ursprung. Wo sie sich auch hinstellt, die Person, sich hockt oder sich legt, Blätter und Gräser kitzeln die Haut bei Tag und bei Nacht. Bei so viel Bodenständigkeit können auch die Thüringer nicht mithalten.

13.

Die Erster-Mai-Feier führt mich am nächsten Tag zum Holzmarkt nach Aschersleben. Jaime sehe ich nirgendwo. Er hat sich vielleicht hinter dem Walkmühlenbad ans Ufer der Eine gesetzt und wartet in seinem Campingstuhl auf die nächste Flutwelle.

Ich bin kein aktives Mitglied einer Gewerkschaft, doch ein Sympathisant der ArbeitnehmerInnen, ihrer berechtigten Forderungen nach ordentlicher Entlohnung für ordentliche Leistung. Ich schätze Arbeit als solche sehr. Meine Vorfahren waren durchwegs Handwerker, manche Hilfsarbeiter. Ich habe viel Respekt für ihre Tätigkeiten mit auf meinen Weg genommen, aber leider nicht viel Talent. Dieses wurde mir persönlich nur in Miniportionen zugestanden.

In Luxemburg zogen am ersten Mai ehemals imposante Umzüge durch die Zentren der Städte, bewegten Aufrufe der Gewerkschaften Menschenmassen und beeinflussten die Wahlen. Es wurde selbstbewusst paradiert. Banner und Plakate gaben die Stimmung vor. Die Rhetorik der Redner wurde bejubelt und tags darauf in den Zeitungen je nach deren ideologischer Orientierung groß- oder kleingeschrieben. Arbeitnehmerorganisationen erfüllen immer noch ihre sehr notwendige Präsenz zu kritischen Anlässen. In Krisensituationen spielen sie, soweit ich es für Luxemburg beurteilen kann, eine nicht wegzudenkende Rolle. Doch die öffentliche Präsenz hat abgenommen. Reden werden in Talkshows geführt und Interviews durch den Medienhals gedreht. Die Tradition der Erster-Mai-Feier hat sich von der Straße zu

Familienfeiern mit Hüpfburgen verlagert oder flimmert aus dem Kasten vor Couch und Sofa.

Auf dem Holzmarkt teilen sich die Organisationen den Platz mit ihren Zelten und Ständen. Ein Spielzug bläst den Marsch „Glück auf, der Steiger kommt“. Die unwiderstehlich mitreißende Melodie erinnert mich an längst Vergangenes in der Nacht der Berge. Doch wer weiß das heute noch?

„Würden Sie mir einige Fragen beantworten?“

Der junge Mann sitzt vor einem Hauseingang. Er sieht mich sehr mürrisch an. „Nö. Keinen Bock. Ich bin nicht gut drauf.“

„Und die Melodie, die Sie eben hören? Kennen Sie die?“

„Weiß nicht. Also doch. Ja, hab' ich schon mal gehört. Wartense: Schalke, ja, die singen das doch vor dem Spiel.“

Ich stehe und höre zu. Glückauf, diese beinahe heilige Weise der Bergleute brennt mir im Ohr. Lothar Wenners, der Vorsitzende des DGB-Ortsverbandes Aschersleben, eröffnet die Kundgebung und lobt das Wetter, das die letzten zwanzig Jahre an diesem Tag immer schon sehr schön gewesen sei. Steffen Amme, der Oberbürgermeister von Aschersleben, begrüßt die nicht sehr zahlreichen Teilnehmer. Ihm folgt Simona König, Bezirksgeschäftsführerin von Verdi, Bezirk Sachsen-Anhalt Süd. Die Knackpunkte gewerkschaftlicher Aufmerksamkeit werden aufgezählt: die bevorstehende Flexibilisierung der Arbeitszeit, sprich die Abschaffung des Achtstundentags, die Bedeutung der Tarifverträge. Die neue Regierung wird ermahnt, den Worten auch Taten folgen zu lassen und dafür zu sorgen, dass der aufgenommene Kredit in Milliardenhöhe tatsächlich auch bei den Kommunen ankommt.

Meine Frage an einen der Organisatoren am Platz: „Was sagen Sie zur Zahl der Teilnehmer?“

„Gut.“

„Finden Sie?“

„Sicher doch. Die Leute kommen und gehen. Da ist viel im Fluss.“

„Sind's mehr oder weniger Besucher als letztes Jahr?“

„Mehr, keine Frage.“

Der Mann vom DGB lässt keinen Zweifel zu. Gewerkschaftler sind immer fest von ihren Worten überzeugt, meine ich. Mein Vater und mein Großvater waren es auch. Fest überzeugt davon, dass die Gewerkschaften eine gerechtere, bessere Gesellschaft ermöglichen. Der Mann an seinem Stand glaubt an das eben Gesagte. Und ein Gewerkschaftler flunkert nicht. Davon bin auch ich überzeugt.

14.

Briefe schreibe ich nur noch selten mit Feder und Tinte. Die Zeiten sind längst passé, obwohl der handgeschriebene Brief gerne in historischen Romanen und Filmen erwähnt wird. Briefe haben nicht nur mit Tauben zu tun, sondern auch mit

meiner Liebe zur Langsamkeit, die mich befällt während des rapiden Rollens über die Harzer Autobahnen.

Für meine Region *Wir4Gemeinsam* bräuchte ich meterlange Papierbögen und ein bodenloses Tintenfass, um die Distanzen mit Worten zu überwinden. Und wie Gutenberg die Bibel mit engen Buchstaben auf enge Zeilen setzte, so sind Arnstein, Aschersleben, Falkenstein und Seeland Orte, denen ich eine Schrift erfinden möchte, die ihrer Weite und Stille entspräche.

Die Informationstafel vor der Burgruine Arnstein ist explizit, wenn auch von mir leicht überinterpretiert: „Meine Damen und Herren, das weite Land ist zu beschauen mittels erhöhter Aussicht. Bitte nehmen Sie die Gelegenheit wahr, Ländliches durch die Augen der Tore und Fensteröffnungen zu betrachten. Kein Glas, keine Begrenzungen, keine gehäkelten Gardinchen, die den Blick einengen könnten. Frisch und ungetrübt soll der Genuss des Schauens sein. Bitte treten Sie doch ein in die Atmosphäre verwitterter Mauern, feuchter Winkel und efeubewachsener Wege. Besteigen Sie die Ruine wie einen hohlen Zahn, der ähnlich wie in Luxemburg als karge Baude die Stürme der Geschichte überlebt hat. Schön, nicht wahr? Und denken sie an den Herrn Walther von Arnstein, an seine Gäste, seine Mitbewohner und Kumpanen. Singen Sie ein Lied vom schönen Fräulein, das in Seide gekleidet auf die Rückkehr ihres Liebsten aus dem Heiligen Land wartet und herumspuht und wispernd und die Lyra nur nachts aus der Hand legt, wenn die Sterne über Arnstein funkeln.“

Ich hege Bewunderung für Schloss und Felsen und die Fenster und die hereinspähenden Wolken und die *Klapperklipperklopper*-Kopfsteinwege, die unter Torbögen hindurchführen. Ich erwarte mir Ritterrüstungen wie in unserem Nationaldynastieschloss Vianden, die blitzblank gescheuert in den Sälen herumspazieren und Touristen beeindrucken.

Die Burg Arnstein bzw. deren trutzige Ruine empfängt mich leicht hoffärtig, dazu belehrend. Ich spazierte im Erdgeschoss an einer Gruppe Burgbesucher vorbei, junge und ältere Damen und Herren, die im Licht eines Fensters auf dem Boden sitzen und mir zuwinken. Ich solle doch kommen, mich zu ihnen gesellen. Ich bräuchte keine Ritterrüstung. Doch ich lehne ab. Ich möchte alles allein erkunden. „Ihr Fehler“, höre ich jemanden rufen. Die Mitglieder praktizieren sicher irgendeine sektenähnliche Aktivität in ihrem hellen Winkel, denke ich mir, murmeln vielleicht ein Gebet, proben eine Litanei für Lyra und Leierkasten, für die nächste Weihnachtsfeier. Auf jeden Fall kommt das alles mir sehr besinnlich vor, was ja zu einer Burgruine passt. Letztlich könnte es auch die Vorbereitung für die mittelalterliche Zubereitung einer deftigen Gemüsesuppe in der schwarzen Küche zum Beispiel der Konradsburg sein.

Na ja, überlege ich mir, was auf der Anzeigetafel unten am Weg steht, stimmt doch. Was gibt es Besseres zum Erkunden der Vergangenheit, als einen Löffel vegetarischen Breis zu versuchen mitsamt einem harten Stück Dinkelbrot, dunkel geröstet über der Flamme? Die Verbindung zu meinem Heimatort Düdelingen und seinem Viertel Budersberg ist sofort hergestellt: Während zweier Tage im September spazieren jedes Jahr Tausende und Abertausende Mittelalterfans mit Schwert und Schild durch die Gassen, kaufen Olivenöl *made in Italy* und Wurst gedreht und gepresst *in Belgium*, alles nach EU-Vorschrift, versteht sich. Sie fühlen sich als echte Raubritter mit einem Blick auf den Johannisberg, seine Burgruine und die Kapelle, die ihnen Inspiration sind. Kurzum, verfallene Mauern und mit Spinnweben verhangene Torbögen dienen der Erforschung des eigenen, tiefen Innern. Sie sind

Medizin und Klosterfraumelissenreparaturgeist in moralisch zweifelhaften und ansonsten schwer zu ertragenden Zeiten.

15.

Ich stelle fest also schreibe ich. In diesem Fall an die Einheitsgemeinde Falkenstein.

Antwort des Bauamtes aufgrund meiner Notizen: „Wir haben unser Bestes gegeben, Monsieur. Nun, Falkenstein ist so: schmale, leicht holprige Straßen und Wege, verwitterte Giebel, niedrige Behausungen“, so schreibt das Bauamt.

„Als ob die Wohnungen sich schämten am Straßenrand warten zu müssen, so demütig ducken sie sich“, schreibe ich.

„Es wächst viel Grün rund um die Schrebergärten und auch innerhalb der Areale. Also bitte nicht zu laut meckern. Falkenstein bleibt so.“

„Hunde werden an der Leine geführt und Katzen werden überrollt und verrecken auf dem Asphalt“, bemerke ich.

„Es leben die Hunde“, schreibt das Bauamt. „Hunde sind Statussymbol. Besonders die feisten. Wie die Häuser so gedrunken sind sie, drohend blinzelnd. Auf vier harten Pfoten stehen sie, die Breitmaulbeißer im Lederwams mit Totenkopfbild.“

„Bitte?“, wundere ich mich.

Der Preis der Immobilie beträgt 168.000 €. Es ist ein Wohnhaus mit „voll ausgebautem Dachgeschoss, gepflegtem Grundstück, integrierter Garage, Vollkeller und geräumiger Werkstatt ... Grundstück 852 m², Wohnfläche ca. 129 m², 5 Zimmer, Baujahr ca. 1906. Modernisierung zuletzt 2020, Zustand gepflegt. Das Objekt ist frei“, lese ich auf der Anzeige im Vorraum der Sparkasse.

Crista, die Dame vom Förderverein der Konradsburg und Herbergsmutter vom Forsthaus Friedrichshohenberg, kommentiert das mit den Worten: „Also es gab ja auch kein größeres Kapital in der DDR. Dann konnten ja auch die Preise damals nicht sehr hoch gewesen sein, aber jetzt ...“

Wie eine versiegelte Klostermauer kommen mir die Häuserzeilen in Ermsleben, das zu Falkenstein gehört vor. Hin und wieder eine Tür, die sich öffnet und sich schnell wieder schließt – außer der am Haus von Jaimes Freundin Fine. Ja, alles ist Unauffälligkeit und Diskretion. Nur hin und wieder höre ich verirrte Worte. Ich kritzele ins Notizbuch.

Im Schaufenster des Schönheitssalons liegt eine helle, unbekleidete Mannequinpuppe und hat keinen Kopf. Der Salon hat noch geschlossen, als ich seine Fassade von der Straße aus fotografiere.

16.

Meiner Herberge sind Geräusche zugeordnet. Sie müssen sich von ganz alleine zu den Baumaterialien gesellt haben, als diese für das Errichten der Wände und Decken verwendet wurden. Abends und des Nachts vor allem heben sie ihre Stimme: Dem

Fließen des Wassers in den Leitungen folgt ein Seufzen anderswo in der weiter entfernten Wand. Hin und wieder knarrt es im Kühlschrank, wispert es an der schweren Holztür zu meinem Zimmer, klopft es kurz. Doch niemand begehrt Einlass. Das Tocken als Erinnerung, dass Kommunikation einmal aus einfachen Klopfzeichen bestand: dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz. „Die Titanic sinkt. Bitte machen Sie schnell.“ Es knarzt unaufhörlich. Es spinnt und webt und atmet. Die Wasserspülung rauscht ungewöhnlich laut ins Klobecken. Der Boden ächzt unter meinen Schritten und abends nimmt das Sirren der Heizung Fahrt auf. Ich gewöhne mich an die Herberge als Geräuschstock. Zu den zahlreichen Vogelstimmen, draußen, gesellen sich in ihrem Innern weitere Töne inmitten der Lautlosigkeit der Region und ihrer fliehenden Horizonte.

Dazu leuchten Sonnenuntergänge mit Blick auf den Brocken orange und rot und kommen nicht zu einem ordentlichen Abschluss des Tages. Das Licht will nicht schwächer werden. Ähnlich einem Witz, bei dem der Erzähler nicht zum Schluss findet. Es steigt morgens um fünf Uhr, brennt auf meinen Jeans und neigt sich erst spät, gegen zehn, unendlich langsam dem Horizont zu. Der Sonnenuntergang feiert sich selbst. Das Dunkel leuchtet um erste Sterne. Spendet in einem Augenblick meiner Unachtsamkeit einen roten Funken, der die Nacht zündet.

Tauben? Nein, nein, nein. Ich mag sie nicht, diese Straßenstaubwedler und Allergiebeschleuniger. Ich weiß nicht, zu was eine Taube gut sein soll, außer Modell zu flattern für die Zeichnungen von Picasso. Nichts außer seiner historischen Architektur könnte mich demnach am Taubenturm am Hof meiner Herberge interessieren, gäbe es nicht in gleichem Maße wie in meinem Zimmer die Besonderheit der Akustik.

Wenn Taube fortflattert, sind die Geräusche ihres Abhebens stets die gleichen: Zuerst das heftige, laut *flappklappende* Geräusch der Flügel, sofort gefolgt von einem rhythmischen hohen Girren, wie die Reifen eines Flugzeugs beim Aufsetzen auf der Piste. Die Melodie aus dem Innern des Turms ist dazu erstaunlich angenehm: Das permanente Schnurren und Blubbern, das stete Girren, das leise Flappern und Flattern, das beinahe einschläfernde, doch immer wieder aufbrodelnde Ruckern, begleiten mich zu den ruhelosen Nächten in meinem Zimmer.

17.

Ich hatte darum gebeten, eine Wohnung auf dem Land zugewiesen zu bekommen. Mein Wunsch wurde mir gewährt. Forsthäuser stehen in der Regel naturnah. Ich liebe Natur. Ich bin ein, so darf ich mich bezeichnen, respektvoller Mitbewohner von Wald und Flur. Jede Pflanze gehört geschützt, jedes Insekt aufgezeichnet und jede invasive Art von Bäumen abgeholzt.

„Nun?“

„Was meinst du?“

Konrad schüttelt die Mähne. „Hast du gut geschlafen?“

„Geht so.“

„Du stehst wie ein müder Lappen neben meinem Schuppen, Mann. Schaust dir mein Gatter und meine Rückenbürste an und die Wiese, auf der ich grase. Ich bin dein Konrad mit braunem Fell und hellem Maul. Ich bin schon alt, weißt du.“

„Eeeh, ich bin kein Kind mehr, das sich von Eseln anquatschen lässt.“

„Aber du rufst mir am Morgen dämliche Sprüche zu: ‚Hallo. Mein Guter. Komm doch her. Komm, komm‘, und anderen Blödsinn. Dazu noch auf Luxemburgisch. Und Möhren hältst du auch nicht bereit. Nicht eine einzige unschuldige Möhre. Und du erwartest dir tatsächlich eine intelligente Antwort? Einen Ruf der Zustimmung, iah, iah?“

„Esel sind intelligent.“

„Ach. Sieh mal an. Das glaubst du tatsächlich?“

„Ich glaube es nicht nur. Ich weiß es. Hab’ mal ein Buch darüber geschrieben.“

„Auf Luxemburgisch nehm ich an.“

„Yop.“

„Dann tut es mir leid. Kann ich nicht lesen.“

„Ich könnte es dir übersetzen.“

„Ins Eselische?“

„Nein, ins Deutsche. Könnte dich interessieren.“

„Waaas du nicht sagst. Du bist ein Schwärmer, der die Welt aus neuromantischer Perspektive sieht: Sterne und Sonne und Bücher und alles wird grün und schön. Darum auch deine Wahl, diese Herberge zu belegen.“

„Ich bin der einzige Gast.“

„*Häerzlech wëllkomm.*“

„Klingt ja wie in meiner Heimatsprache.“

„Nicht wahr? Und dass du der einzige Gast bist, hör ich jeden Morgen, wenn du blökst.“

„Ich bin doch kein Schaf. Ich blöke nicht.“

„Wenn du auf dem Klo sitzt, blökst du. Du öffnest das Fenster und das Geräusch fliegt bis zu den Schafen. Du störst unsere gemeinsame, seit Jahren gepflegte Stille auf dem Hof. Du bist ein Stillestörer.“

„Ein Stühlerücker bin ich. So hart sind die Stühle, dass mein Rücken sich krümmt vor Schmerz über dem Schreiben. Und ich stoße mit dem Kopf an den Deckenbalken.“

„Tut mir echt leid für dich!“

„Ein echtes Ärgernis ist das. Und das Wi-Fi ist nicht zuverlässig. Ich brauch’ Wi-Fi. Und Fernsehen im Zimmer ist auch nicht.“

„Mensch, wo glaubst du, dass du bist? Auf dem Land, mein Lieber. Im Osten der Republik. Bei den Fahneschwenkern über der Autobahn. Tolle Begrüßung nicht wahr? Hipp, hipp ... Aber der Verein hier gibt sich alle Mühe, um das Forsthaus attraktiv zu machen. Sie haben auch schön restauriert. Und Scharen von Kids sind hier durchgezogen. Ist doch großartig.“

„Mmhh.“

„Was heißt das schon wieder?“

„Ich sagte mmhh, nichts weiter.“

„Komm zu mir auf die Wiese, Luxemburger. Hier bekommst du von Hans deine Möhren wie ich, und dein Wasser. Du wirst gestriegelt und an der Leine zu saftigen Weidegründen geführt. Wenn die Kinder kommen, wirst du getätschelt.“

„Die haben mir Beethovens Neunte gesungen.“

„Wirklich? Und dann abends der gemütliche, warme Stall.“

„In meiner Wohnung ist es arschkalt.“

„Dir fehlt der Pelz, das dunkle Fell. Und einen Esel totzuschlagen in deinem Buch find ich echt eine Beleidigung.“

„Ich dachte, du kennst mein Buch nicht.“

„Hab’ davon gehört. Man erzählt sich so manches. Gewalt gibt’s auch hier gleich um die Ecke. Meinst du ich würde nur pupen und dabei die Welt vergessen? Ein schändliches Werk ist dein Buch. Eine Zumutung für all die netten Banker, die dein Großherzogtum bereichern. Wundert es dich, dass man dich nicht mehr liest in deinem ‚Land der Banken und Bänke‘?^{iv} Du provozierst zu viel.“

„Nein!?“

„Klar doch. Und du bist ein alter, weißer Knabe. So ein Autor mit viel Vergangenheit, doch wenig Zukunft.“

„Hör mal!“

„Ist doch so. Übrigens wie kommst du voran mit deinem Projekt der Werkstätten?“

„Ist vielversprechend. ‚Literarisches Erbe in der Region‘ ist gut angelaufen. Und fünf Jugendliche interessieren sich für ‚Erzählen heute‘. Ich werd’ sie nächste Woche treffen.“

„Na, siehst du?“

„Aber man muss Geduld haben. Das Projekt braucht Zeit.“

„Komm. Komm her zu mir, Geselle, hier findest du deine Ruh’!^v“

„Echt?“

„Unter dem Birnbaum hast du alle Zeit der Welt.“

18.

Wer bin ich denn, um über Novalis schreiben zu wollen? Ein Satzdurchreisender, ein Happy-Hour-Formulierer, der durch das östliche Vorland des Harzes rollt auf der Suche nach Augenblicken? Um sie verweilen zu lassen? Ich übertreibe natürlich. Ich möchte es vernünftig angehen, bescheidener, wie ich meine, im Schatten von Georg Philipp Friedrich von Hardenberg. Ich bewege mich auf Zehenspitzen zum „bedeutendsten Vertreter der deutschen Frühromantik, der über umfassende Kenntnisse der Naturwissenschaften, des Rechts, der Philosophie, Politik und Wirtschaft verfügte“^{vi}.

Von der blauen Blume hatte ich erstmals in einer Erzählung des Luxemburger Lehrers und Schriftstellers Paul Noesen gelesen, in seinem „Alabastersucher“. Der sehr ausgedehnte Text ist mir unangenehm in Erinnerung geblieben. Als Strafe für schlechtes Benehmen oder vergessene Hausaufgaben musste ich ihn abschreiben. Als neunjähriger Kopist saß ich stundenlang über meinem Heft. Ich hatte Hunger, ich hatte Durst, die Knie wurden taub, die Finger schmerzten am Kugelschreiber. „Das ist wieder der fabulierfrohe Paul Noesen aus dessen Erzählungen jene Seelenhaftigkeit hervorleuchtet, welche die Schönheit der edlen Tat als ein Unvergängliches uns vor Augen führt.“^{vii} Mein Gott! Schöne Sprache hin, schöne Sprache her – das war mir alles wurscht.

Nun stehe ich im Regen vor diesem Schlösschen in Oberwiedenstedt, dem Geburtshaus des Dichters, wo prall gewachsene Blumensamen sich im benachbarten Park verteilen. Sie gehören zu einer Skulpturenausstellung von Julia Rückert mit dem Titel „Gepflanzt, gepflückt, verzückt, ein blauer Blumenstrauß für das Novalis-Jubiläum“. Blau ist die Kornblume (*Centaurea cyanus*). Blau ist gleichfalls der Rittersporn (*Delphinium*) und auf hellem Stein wölbt sich blau der Samen des Leimkrautes (*Silene*). Die Werke erinnern an Schalen und Muschelhäuser, äugen als blaue Pupillen aus stachelartigen Kapseln hervor. Tentakel fingern aus Vasen, leuchten auf regennassem Grund.

Der Vortrag des Schriftstellers Wilhelm Bartsch, „Die hohen Nächte grüßen – Novalis und Wolfgang Hilbig“ reiht sich in die Bemühungen der Novalis-Gesellschaft, „Wege wagen mit Novalis“ ein. Sie hat ihren Sitz im Schloss und das Ziel, das „Wissen um Leben, Werk und Wirken des Frühromantikers ... in den Bereichen Bildung, Forschung und Wissenschaft (zu) fördern“.

Es ist schon seltsam, die eigene Geschichte auf Umwegen neu zu entdecken. Die blaue Blume, die erst am Schluss der langen Strafe als letzter Satz, so glaube ich, auftauchte, die ich folglich herbeisehnte, um endlich aufs Klo gehen zu dürfen, begegnet mir hier in gewandelter Weise wieder.

Es regnet in Strömen, als ich nach Friedrichshohenberg zurückrolle. Dabei verfare ich mich zweimal, was mir atemberaubende Blicke in den Dunst der Landschaft schenkt. Die Ebene hebt und senkt sich. Breitet ihr Spiegelbild vor mir aus. Die Felder, die Wiesen, die Böschungen erinnern mich an Verse aus den „Hymnen an die Nacht“, die ich zugegeben erst kurz vor meiner Reise ins Harzvorland entdeckt habe.

Ich bin in der Hälfte meines Aufenthaltes angekommen. Ich lausche in den Wind, in seinen kühlen Atem. Ich höre letzte Regentropfen plock, pleck auf dem Autodach. Stille Traktoren ziehen schmale Furchen, vielleicht um mir, dem Nomaden, keine Chance zu lassen, ein lärmendes, lautes Bild der Region in den Text zu setzen.

19.

Der Besuch im Dorfmuseum in Frose war mir von Herrn Klimt, dem Vorsitzenden des Heimatvereins, empfohlen worden. Ich möchte vorab bemerken, dass ich kein glühender Anhänger von Heimatmuseen bin, kein Räume-Keller-und-Speicher-Aktivist. Obwohl ich mir alte Objekte, Fotos und Dokumente selbst in mir unbekannten Museen gerne einmal ansehe. Sie bohren ihren nostalgischen Finger in meine Seite: „Sieh doch mal genau hin, Mensch! So lebten unsere Vorfahren.“

Und die Teekanne erinnert mich tatsächlich an meine Großmutter. Jener Spiegel an denjenigen meiner Tante in ihrem Badezimmer. Dem Bild der leicht bekleideten Elfen über dem Kopfende des Bettes entsprach bei uns ein Bild von flachbrüstigen Engeln, umringt von niedrigen Schafen. Die Säle unter dem Dach des Bendix-Stiftes sind voll belegt und nahtlos verhangen mit alten und uralten Gedanken.

Zusammengenommen bewahren sie mehr Geschichte an einem Ort auf, als das Dorf in hundert Jahren erlebt haben kann. So ist mein erster Eindruck, als ich freundlich zu Torte und Kaffee eingeladen werde.

Ich lasse mir die Aufteilung der Säle erklären. Ich erfahre, dass der Kohlebergbau natürlich eine große Rolle gespielt hat und dass Torfstecher ihre Werkzeuge ins Museum gegeben haben. Ich sehe die Menschen auf Fotografien, wie sie Torfziegel zum Heizen auf Ladeflächen von Wagen schichten. Ich schaue mir eine Bettstatt, den Nachtopf, die gute Stube, Teller und Dekor an, Bilder und Nippes und Tabakdosen. Ich entdecke den betagten Filmprojektor auf einem Regal, die vergilbten Radiokästen, mit denen einmal DDR-liches übertragen wurde. Ich spaziere durch die Intimität mir fremder Menschen. Sie bietet sich mir dar wie ein noch ungelegtes Puzzle ihrer Vergangenheit.

Ich lausche den Erklärungen von Frau Rita Henke, der Verantwortlichen des Museums: „Ja, wir lieben die Geschichte unseres Ortes. Bevor die Leute die Sachen wegwerfen, kommen sie zu uns. Das ist doch schön.“

Ich frage sie nach den Besucherzahlen.

„Also, das Museum ist jetzt nicht durchgehend geöffnet. Doch wenn Feiern sind oder so, Gesellschaften, kommen die Gruppen extra hoch. Dann gibt es auch Führungen. Und es gehören auch junge Leute dazu.“

Plötzlich interessiert mich dieses Museum mehr, als ich es mir am Vorabend des ersten Mai vorgestellt hatte. Die Region, über die ich dabei bin zu schreiben, hat einen gemeinsamen Nenner, der nach und nach offensichtlicher wird: Das sehr große Interesse der Menschen an den Annalen ihres Ortes, an seinen Dokumenten und Bildern. „So war es damals, so ist es heute.“ Ich nehme ihr Bemühen wahr, Veränderungen sichtbar zu machen, sich am Brauchtum, auch seinen Verwerfungen, festzuhalten wie an der Reling eines schlingernden Schiffes. Um Gemeinschaft dort zu fördern, wo die Politik versagt.

Ich kann mich nicht dazu entschließen, nicht zu fragen: „Was ist mit Filmen, die von Amateuren gedreht wurden?“

„Klar, gibt es. Das ist ein Thema, das uns beschäftigt.“

Die Nachwirkungen des Luxemburger Instituts, dem ich einmal vorstand, sind heftig: „Die Filme müssen sorgfältig aufbewahrt werden, nicht wahr? Dito die Fotografien. Digitalisiert müssen sie werden. Und vorsichtig behandelt sowieso.“

Meine Leidenschaft, Geschichte, lokale wie auch nationale, mit den modernsten Methoden aufzuarbeiten ist geweckt. Warum sollte ein junger Historiker, frisch aus dem Master geschlüpft, sich nicht dafür interessieren in Frose eine Katalogisierung anzugehen? Eine Kontextualisierung aller Objekte und Dokumente zu erarbeiten, die den Sälen unter dem Dach mithilfe der Forschung eine neue Ebene erschaffe? Übersichtlich, erfahrbar auch für Jugendliche und Lehrkräfte? Und welche sich somit einbringen könnte in ein größeres Vernetzungsprojekt von Geschichtsaufarbeitung über das Leben der Menschen in der gesamten Region?

Als ich mich verabschiede, bin ich mir nicht sicher, ob ich den Verantwortlichen einen Gefallen getan oder sie vor allem verärgert habe. Nun, sage ich mir, ich habe ihnen erzählt, wovon ich restlos überzeugt bin. Ich habe es ganz im Sinne ihres Projektes getan. Doch, wer weiß, wohin sie mich als Unruhestifter am liebsten wünschen würden.

„Sehen Sie ihn? Hier, kommen Sie näher ans Fenster. Beeindruckend, nicht wahr?“

„Oh!“

Der Ausruf kommt spontan, als ich den Wasserturm auf seiner Anhöhe bemerke. Herr Klimt begleitet mich zum Ausgang des Stifts. Der historische Turm steht auf fünfhundert Meter Luftlinie. Er hat Stil. *Il a de la gueule*, würde man auf Französisch sagen. Ich werde nicht müde, ihn zu fotografieren. Wassertürme sind Höhe und Aussicht eigen, Erhabenheit durch die Schwerkraft ihrer Vergangenheit. Es sind Attribute, die sie meistens, leider nicht immer, vor dem Abriss bewahren. Phallisch, gebieterisch erhebt der Herr sich seit 1906 über die Dächer und Schornsteine von Frose. Er leuchtet aus seiner Zeit als Frischwasserlieferant für die Bevölkerung in eine neue Zeit von Denkmal und Erhalt.

20.

„Du liebst Wassertürme?“

Jaime stellt mir die Frage beinahe beiläufig. Die Grotte in der Pizzeria, wo unser Tisch steht, kommt mir wie eine geheimnisvolle Ecke vor, in der man Vergangenes verklärt und Zukunft schmiedet.

„Ja, tu ich. Umso mehr wenn sie Denkmal geworden sind und ihre Geschichte gut dargestellt ist. In all ihren Facetten. Finde ich wichtig.“

Jaime zieht sich sein hellblaues Hemd gerade, knöpft den Kragen auf und inspiziert seine Fingernägel. Er sieht mich neugierig an.

„Welche Gedanken du doch führst, mein Freund. Es müssen nicht immer Wassertürme sein. Sogar die bescheidene Arabeske an Fines Haustür erinnert an das Talent der Schreiner in der Region. Ist doch auch was.“

„Da stimme ich dir voll zu. Herr Klimt erzählte mir, dass ein Verein^{viii} sich um den Alten kümmere.“

„Um etwas mehr Respekt darf ich doch bitten, Monsieur. Der Froser Wasserturm ist schließlich ein bedeutendes Industriedenkmal in der Region. Ein Zeugnis deutscher Ingenieurskunst.“

„Ja, ja, bestimmt.“

„Und die geben sich echt Mühe in dem Verein, um seine Geschichte zugänglich zu machen. So komplett wie möglich, denk ich. Wie der Herr Professor es sich vorstellt.“

„Witzbold.“

Ich muss lachen. Die Pizza schmeckt. Jaime erinnert mich wiederholt an die Fürsorge, mit welcher die Menschen in der Region ihre Geschichte pflegen.

Bei Herrn Dietrich Genau im Nachbarort Hoym, der wie Frose zur Gemeinde Seeland gehört, trete ich ein in eine weitere Art der Intimität. Herr Genau ist eine regionale Bekanntheit. Schon hochbetagt ist er immer noch aktiv. Er war Schreiner, vielleicht Kunstschreiner. Mit der Arabeske an Fines Haustür hat er jedoch nichts zu tun und kann sich auch nicht an eine solche erinnern. Er zeigt mir sichtlich stolz einen eleganten hellen Standuhrkasten.

„Hab’ ich gemacht. Ja. Das Uhrwerk drinnen natürlich nicht.“

Er fingert am Pendel und am Kasten. Plötzlich ertönt ein Gong, klonggongt nach. Die gute Stube, der gute Klang, der Ablauf der Stunden und Tage, der Jahre, so spüre ich hier, haben sich um Herrn Genau eingerichtet. Er bewahrt sie auf. Nun zeigt er auf ein Werk an der Wand: „Hab’ ich auch gemacht, die Schnitzerei im Rahmen. Und hier schauen Sie, der Artikel über den Christuskopf. Interessante Geschichte, nicht wahr? Und ich bin noch immer Mitglied unserer Burschenschaft ‚Zur Rose‘ in Quedlinburg.“

Ich weise auf den ziselierten Krummdolch an der Wand: „Ach, lassen Sie nur, so wertvoll ist der nicht. Da sehen Sie, in der Ecke, die Säbel, auch die alten Gewehre ...“ Einen Vorderlader glaube ich im Halbdunkel zu erkennen. Wir bleiben vor einem Bild stehen. „Die Judenmauer, ich hab’ sie auch mehrmals gemalt. Wir saßen im April 1945 als Kinder auf dieser Mauer, einen, anderthalb Meter hoch, als der Todesmarsch vorbeizog, aus dem KZ-Außenlager Langenstein-Zwieberge^{ix} durch Hoym nach Nachterstedt in Richtung Ballenstedt. Da gab es diese Karren, Leiterwagen.“

„Pferdekarren?“, frage ich.

„Pferdekarren, doch von Häftlingen gezogen. Und jeder Treck zählte so um die 300 bis 400 Menschen. Sie zogen an uns vorüber in Häftlingskleidung und Holzpantoffeln. Und auf den Ladeflächen lagen die Toten und die Erschöpften.“

Herr Genau macht eine kurze Pause. Seine Stimme lässt keine Betroffenheit zu.

„Einer der Häftlinge bückte sich, um einen faulen Apfel aus der Gosse aufzuheben. Sofort schlug ihn ein Aufseher mit dem Gewehrkolben in den Rücken. Der Mann stürzte und wurde danach auf den Karren geworfen.“

Wir steigen zum ersten Stockwerk hoch. Es ist Herrn Genau Raum, in dem er die Geschichte von Hoym in Aktenordnern sammelt. Er erlaubt mir, Zeitungsausschnitte zu fotografieren. Ich lese, dass achtzehn verwesene Leichen gefunden wurden, Menschen, die den Todesmarsch nicht überlebt hatten. Und dass die Amerikaner, als sie es entdeckten, jeden dritten Hoymer deswegen erschießen wollten. Ich vernehme von Herrn Genau, dass die Einwohner die Toten mit bloßen Händen aus der Erde scharren mussten, um sie in Ehrengräbern beizusetzen. Das alles im Beisein der Bevölkerung, die sich um diese Stätte bis zum Abend im Kreis bewegen musste.“

Herr Genau erzählt jede Einzelheit. Er zeigt mir sein Bild vom Schloss. Erklärt mir, dass mindestens 260 Bewohner der Landes-Siechenanstalt Hoym, wie die Einrichtung vor dem Krieg genannt wurde, als „unwertes Leben“ bei der Aktion T4 vergast wurden.

„Ich hab’ das Schloss gemalt.“

Herr Genau malt und zeichnet und schnitzt Orte, die sanft wirken. Pflanzenumrahmte Ansichten von Häusern und Straßen und Dorfkulissen. Sie sind in erdfarbigem Ambiente dargestellt, in Stimmungen vor der Nacht. Durchgehend zeigen Fenster Licht, das auf Wärme und Vertrautes im Innern der Behausungen hindeutet.

Frage an den Zeitzeugen: „Sie haben von den neuen Gruppierungen gehört? Den Neonazikameradschaften ‚DJV‘ (Deutsche Jugend Voran), ‚Trupp Deutscher Falken‘, ‚Mecklenburg verteidigen‘ oder ‚Nordfeuer‘? Überall im Land entstehen sie. Nach Zählungen der ZEIT gibt es aktuell 120 dieser Gruppierungen.“

„Davon hab’ ich gehört.“

Soll ich weiterfragen? Es ist ein delikates Thema. Soll ich den freundlichen Herrn Genau als einen an der Geschichte interessierten Menschen darum bitten, mir seine Einschätzung dieser Entwicklung darzulegen? Er würde es vielleicht als Zumutung empfinden. Ich bin mir nicht sicher. Die sozialen Medien spielen eine große Rolle. TikTok natürlich, Instagram. Die Videos auf den einschlägigen Webseiten sprechen die Jugendlichen durchgehend nach den gleichen Mustern an: Rasante Schnitte, Rapsongs, Farbe, Bewegung, Rhythmus. Mitreißend, aufrührerisch, hetzend, einfach und verständlich in Bildern und Worten. Dazu kommt das Gefühl der Zugehörigkeit, die gemeinsame Aktion, die verbindende Idee, die identitätsstiftenden Ideologie – der Aufbruch in eine neue, verführerische Morgendämmerung.

Natürlich denke ich an die berühmte Szene im Film „Cabaret“, an das idyllische Gasthaus „Waldesruh“, den Pferdewagen im Hintergrund, die sonntäglichen Gäste bei Bier und guter Laune. Und dann erklingt das Lied des Hitlerjungen mit seinem hellen schönen Gesicht, den weißen Zähnen, den blonden Haaren und blauen Augen. Gefilmt in Heldenpose vor der Musikkapelle. Er singt das Lied „Tomorrow belongs to me“^x aus vollem Herzen. Voller Pathos und Überzeugung tut er es. Vor allem sehe ich die Gäste der Waldschenke vor mir, die genau wie der Hauptdarsteller des Films und sein Freund auf den Gesang aufmerksam werden. Wie sie ihre Unterhaltungen unterbrechen, fasziniert lauschen. Das junge Mädchen, das Kind, die Frau, die Männer wenden sich dem Sänger zu, stehen auf, nehmen den Hut ab und singen mit: „Fatherland, fatherland, show us the sign“. Sie singen mit stolz geschwellter Brust. Ich sehe auch den älteren Herrn mit Brille und Kappe, der sitzen bleibt, der sich mit der Hand an den Kopf greift, der nicht zuhören möchte und doch zuhören muss. Kann eine solche Filmszene genialer enden als mit Joel Grey, dem Conférencier, der dem Zuschauer direkt in die Augen sieht und teuflisch grinst? Und ich denke an Brecht: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“^{xi} Diese Bilder und Worte gehen mir durch den Kopf als ich Herrn Genau gegenüber sitze. Sein Aufbewahren von Material über die Geschehnisse in Hoym ist wertvollste Arbeit.

Ich setze unser Gespräch fort: „Und man schreibt auch, dass aus einigen der Gruppen Schattenmilizen entstehen könnten, am Tag X, dem Tag der Machtübernahme eines rechten Diktators, so nach dem Vorbild der SA.“

Herr Genau hat mir aufmerksam zugehört. „Hier in Seeland glaub’ ich nicht, dass es ein Problem gibt, aber sie sind sehr gefährlich, diese Gruppen.“ Und als gäbe es eine intuitive Verbindung zwischen der letzten Frage des Hauptdarstellers im Film an den Fahrer, der ihn und seinen Freund an der Waldschenke abholt: „Und die wollt ihr in den Griff bekommen?“, und der Antwort von Herrn Genau über fünfzig Jahre später: „Diese Gruppen sind nicht kontrollierbar.“

80 Jahre Ende des zweiten Weltkrieges. Gedenkfeier in Aschersleben. Wieder haben sich nur wenige Besucher am Holzmarkt eingefunden. Informationsstände sind aufgebaut. Direkt neben dem Brunnen wird ein Antikriegssong vorgetragen.

Die Landeszentrale für politische Bildung bietet interessante Veröffentlichungen an: „Wer waren die Nationalsozialisten?“ von Ulrich Herbert, „Politik durchschauen“ von Gotthard Breit und Siegfried Frech, „Argumente am Stammtisch“ von Klaus-Peter Hufer. Ich blättere durch die Bücher. Ich frage nach dem Preis. „Können Sie gerne mitnehmen“, so die freundliche Aufforderung der Dame, die den Stand betreut. Die Landeszentralen für politische Bildung sind aus der Vergangenheit der Republik heraus entstanden, wird mir erklärt. Die Schriften wirken auf mich wie ein Leitfaden, der hilft, mit schwieriger Geschichte umzugehen und das Aufkommen faschistischer Tendenzen besser zu verstehen.

Am Rand des Platzes sind Wände aufgestellt, an die Kommentare gepinnt wurden. Es geht um den in meinen Augen – nach Alain Resnais’ „Nacht und Nebel“ – bedeutendsten Film zum Thema Nazis und KZ, „Das Leben ist schön“, das mit drei Oscars ausgezeichnete Meisterwerk von Roberto Benigni. Die Jugendlichen in Aschersleben haben das Werk analysiert. Haben zum Thema der unendlichen Liebe eines Vaters zu seinem Sohn geschrieben. Sie haben versucht, den Schrecken in Worte zu fassen. Sie haben gezeichnet, doch ihre Figuren kommen mir nüchtern vor, die Szenen sachlich in der grafischen Übersetzung der Barbarei. Vielleicht braucht es diese Distanz zum Zivilisationsbruch, um ihn korrekter einordnen zu können. Zeitzeugen wie Herr Genau sind unerlässlich. So lange es sie gibt, sollte man sie befragen, sich von ihnen aus erster Hand erzählen lassen, was präzise geschah, auch wenn es unerträglich ist. Benignis Fiktion zum Schutz des Kindes vor dem Unaussprechlichen hat mahnende, menschliche Größe.

Doch ich habe Zweifel. Erzählungen aus meiner Familie kommen mir in den Sinn. Berichte von meinem Onkel, der in der Wehrmacht dienen musste, in Polen an der Front durch einen Granatsplitter verletzt wurde. Der mir seine Narben zeigte, den Helm, den er aufbewahrte. Die Objekte, die ich auf dem Dachboden des Hauses meiner Großeltern entdeckte, Glasmedaillons mit den Silhouetten von Goethe und Schiller, die Märchenfiguren als Anstecknadeln für das Winterhilfswerk oder das Müttergenesungswerk sehe ich vor mir. Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Mechanismen der Verführung des Faschismus und die Globalität des Zweiten Weltkrieges je begreifen werde. Ich finde mich auf *social media* auf Nebenstraßen wieder. Sie betören durch ihren rasanten Zuschnitt zum Effekt. Aus der Langsamkeit der Erinnerung erwächst die Kurzlebigkeit des Schauens, des Bewunderns. So entsteht Verharmlosung.

Die Telefonnetze sind nicht verantwortlich für die Planung eines Verbrechens, das Kriminelle vorbereiten. Der technische Fortschritt nicht Ursache allen Übels. Dass gesprintet wird, hektisch gehoppelt durch das Dickicht von Headlines und knappen Statements, von Sensation zu KI und TV und Kürze und Knappheit, weil sonst kein Erfolg, bleibt Fakt. Einschaltquoten begegnen Herzchen und Likes, gehen Hand in Hand mit Wirklichkeiten, die jede Erdung verlieren.

Ich höre auf. Die Gemeinplätze, über die ich stolpere, sind mir unerträglich geworden. Die Erinnerungsveranstaltung an das Ende des Zweiten Weltkriegs hat mich brutal an den fragilsten Punkt geführt: Das Vergessen. Die anlässlich des

Jubiläums des Kriegsendes veröffentlichte Sonderausgabe mit historischen Titelseiten aus dem „Organ der Bezirksleitung Halle der sozialistischen Einheitspartei Deutschland“ und der „Mitteldeutschen Zeitung, Aschersleben“ ist in diesem Sinne sehr aufschlussreich. Von ehemaligen Fotos und Reden um die Gedenken an die Opfer des Faschismus, von Ansprachen an die Volksgenossen ist auf der Titelseite von 2005 nur noch sehr wenig zu sehen oder zu lesen. Ein schmaler Artikel, wie verschämt beinahe, ist übrig geblieben. Besser als diese Sonderausgabe es darstellt, kann schleichende Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Geschichte nicht veranschaulicht werden. Zum Glück entdeckte ich im Blatt von 2015, dass den Ereignissen um das Kriegsende ein breiterer Platz reserviert worden war.

23.

Es gibt unglaublich viel an Begräbnisstätten zu erkunden: Methoden und Farben des regionalen Totenkults. Namen, Gräber, Rückschlüsse auf einmal gelebte Leben von Menschen und ihre nun wohl aufbewahrten Leichen. Porträts der Verstorbenen, Blumen aus Kunststoff oder Spaten unter Hammer und Sichel. Man kann sich ganze Nachmittage zwischen den Gräbern und Mausoleen herumtreiben und immer wieder fündig werden.

Ähnliches kann passieren, wenn man Schrebergärten aufsucht, diese Orte, wo Wachstum gleichgesetzt wird mit schnurgeraden Furchen und striktem Befolgen der Regeln: „Information Ruhe und Ordnung“ steht als Titel auf dem Merkblatt am Eingang der Anlage in Ermsleben. „Der Kleingärtner ist verpflichtet auf die Einhaltung von Ordnung, Ruhe und Sicherheit für sich, seine Angehörigen und Gäste zu achten.“

Der Ausdruck Schrebergarten, er hätte so etwas Verschrobene, habe ich gelesen, *schrupp*, und wäre kleinbürgerlich und verschrien, *schripp*, und antiquiert, *schrapp* und *schrepp*, und altes Holz an Maschendraht und Regentonne, *schropp*. Wenn man an Gartenhauskolonien denkt, könnte man meinen, nur karge Existenzen hielten es dort aus, der Wurm, der träge Käferling oder die Raupe, die krabbelnde, bleiche.

Prinzipiell teile ich solche Einstellungen nicht. Ich belächle niemanden und werfe auch keine Steine in das Fenster von windschiefen Schuppen. Ich habe Menschen in Luxemburg fotografiert, die mir neben Brokkoli und Möhren Modell standen, auf dem Arm ihr Kaninchen kraulten. Ich habe Texte zu Gärten geschrieben und mir Filme über Gärten in meiner Region des Eisenerzes angeschaut. Ich war und ich bleibe neugierig.

In Ermsleben bin ich an leicht verwahrlosten Parzellen vorbeigefahren. Sie ließen mich an Tom Sawyer und Huckleberry Finn denken. Die Sonne schien wie hier auf platt gedrückte Grasflächen, auf denen die beiden gefaulenzt hatten, gechillt, sagt man heute, wo sie Pfeife geraucht oder ihre zuvor im Mississippi gefangenen Fische gebraten hatten.

Ich bleibe vor einer Pforte stehen. Eigentlich, wenn ich mich recht entsinne, haben mich fremde Schrebergärten seit jeher sogar fasziniert. Anders als die Gärten meiner Eltern und Großeltern lösten sie die Leidenschaft für das Fremde in mir aus. Hier konnte ich entdecken, was ich zu Hause nicht vorfand, den exotisch hohen Topf, das

anders gefärbte Tischtuch, die – verglichen mit denen im Garten meines Opas – anders schiefen Stühle. Ich liebte es, in das alternativ Chaotische zu spähen. Es sollte eigentlich zum Verbleiben einladen, zur Sesshaftigkeit bis zum Aus-dem-Campingstuhl-Fallen. Und doch trug es stets einen Hauch Lagerfeuer unter den *wandering stars* in sich.

Geh doch rein! Da ist jemand. Ich höre sein Radio. Jetzt sieht er mich. Ich winke ihm. Er winkt zurück. Ich rufe: „Darf ich eintreten?“

„Sicher doch.“

Der Mann sitzt auf seiner Bank vor dem Gartenhaus. Er dreht an einem Schraubenschlüssel. Er lächelt und er schaut mich an. „Setzen Sie sich doch.“ Er sei Fernfahrer gewesen, erzählt er mir, und er pachte dieses Grundstück nur. Und wenn ich ihn wörtlich zitierte, würde er nichts mehr sagen. Er lacht. Aha, er will nicht sprechen, der Mann. Er hat ein Geheimnis zu verbergen, vielleicht mehrere, stelle ich mir vor.

In den benachbarten Parzellen spielt das Tageslicht an den leicht maroden Schuppen. Regenfässer spiegeln Wolken. Wie in den Weiten Russlands verlieren sich Gatter an Wegen, versinken Orte zwischen den Eseln und Engeln von Chagall. Sind das die Geheimnisse, von denen der Mann mir nichts erzählen möchte? Dabei spricht er ohne Unterlass. Er ist sehr freundlich und nachsichtig mir gegenüber, als ich das Wort Pflaumenbäumchen in seiner etwas breit und dunkel angelegten Sprache nicht direkt erfasse. Er spricht von den Rosen, den *Gloria Dei*, als wären es Kumpels. „Sechzig *Joar* haben die. Sehen ein bisschen verdorrt aus. Doch schauen Sie dort, die neuen Triebe.“

Das Wetter – wenn man sich in Schrebergärten aufhält, ist es immer ein Thema – erwähnt er kurz: „Die Amseln, die sammeln hier, bis sie den Schnabel vollhaben. Kann man in Ruhe beobachten, *joa*. Und die Natur nimmt sich alles wieder. Wir liegen im Regenschatten des Harzes. Ist schon so, dass es hier länger trocken ist. Das Gebirge hält den Regen aus dem Westen ab. Aber das ist jetzt kein Gesetz. Es gibt regenreiche Zeiten hier. *Kloar*.“

Außerdem ist klar und kein Geheimnis: „Wenn Sie hier die Pflaumen essen, die Kirschen, dort der Baum, die Äpfel, mein lieber Herr, unübertroffen, der Geschmack. Besonders der Boskop. Zum Backen ist der sehr gut. Sonst könnte ich ja zum Supermarkt. Nee, glauben Sie mir.“

Ich glaube ihm.

Der Punkt: „Wenn’s aus meinem Garten kommt, weiß ich, welcher Hamster dran gepinkelt hat.“ Er zeigt auf die beiden schmalen Gewächshäuser. „Ich züchte Gurken und Tomaten. Lieben Sie Erdbeeren?“

„Natürlich.“

„Ich bin auch so’n Erdbeerfan. Die Sorte Gigant ... Da füllt eine Beere eine ganze Kinderhand. Hab’ ich meinen Spaß damit.“ Der Kleingärtner lehnt sich zufrieden auf seiner Holzbank zurück. Als hätte er allen Kindern des Harzvorlandes eben Erdbeeren geschenkt, in jede Hand einen Giganten gelegt.

„Anlagen gab’s schon seit den Vierzigerjahren. Und die in den Städten haben ja so leicht keinen Schrebergarten *gekrischt*.“

Pause.

„Aber es geht alles so den Bach runter. Meine Frau und ich bleiben so lange wir das hier bebuddeln können.“

Die gelben, verwitterten Glasscheiben in einer Wand auf dem Grundstück des Nachbarn waren mir aufgefallen. Ich bringe das Gespräch auf die Art, wie solche Gartenhäuschen auch in Luxemburg gebaut wurden. „Manchmal sehen die aus“, sage ich, „als hätte man das Material beim Trödler erstanden.“

„Ja, natürlich. Und hier gab’s eine einfache Erklärung. Wissen Sie, da konnte man zu DDR-Zeiten nicht einfach so hingehen und ein Fenster kaufen. Das gab’s nicht. Und als Königsau abgerissen wurde wegen der Braunkohle, wurde hier mit diesen Steinen gebaut. Kostete ja nichts. Man musste sich selbst kümmern.“

„Könnte man hier Hühner halten?“

„Könnte ich mir schon vorstellen. Aber dann geht’s wie mit dem Gerät. Mähmaschine, Fräse habense alles gestohlen. Weg. Aber ich glaub, ich weiß, wo ich’s finden würde.“

Ein Wort über Ordnung und Kriminalität. Mein Gesprächspartner wird leicht ungehalten.

„Die rasen mit achtzig Kilometer durch die Ortschaften, wo dreißig ist. Und da ist dreißig auch wegen dem Kindergarten dort unten. Wenn da geblitzt wird, gehen die ein halbes Jahr zu Fuß, sag ich Ihnen. Wird einfach nicht gemacht. Kein Polizist, der sie stoppt. Kein Ordnungsamt. Es wird nichts unternommen gegen die, die sich nicht richtig benehmen.“

Der Ort, an dem wir sitzen, liegt in Sichtweite eines Gnadenhofes für Pferde.

„Ich war zweiter Vorsitzender im Geflügelverein.“

„Im Kleintierzüchterverein?“

„Nein, im Geflügelverein. Wir züchteten reines Rassegeflügel. *Joa*.“ Er schmunzelt. „Lag uns sehr dran, meiner Frau und mir. Wir haben das hochgehalten in DDR-Zeiten. Im Herbst, wenn die Jungtiere da waren ... aber das war so als Familienfest, ja, das war die ganze Runde und da gab’s Marillenlikör ... ach, wir haben schon was erlebt, *joa*. Ich und meine Frau haben manchmal Butterbrot gefressen, damit das nicht untergeht. Das ist kein Quatsch. Das ist wirklich so. Und wenn ein anderer mir was sagen will ... der kann mir nichts sagen, ich hab’ selber was durch.“

Er dreht weiter an seinem Schraubenschlüssel. Es kracht. Auf der Bank, auf welcher ich sitze, ist eine Latte durch mein Gewicht gebrochen. Er lacht: „Lassen Sie nur. Die Bank ist uralt.“

Pause.

„Sind Sie eifersüchtig auf den Westen?“

„Nee, nee, das merkst du immer noch, was man denen beigebracht hat, woran die glauben. Wir denken hier anders, glaub ich, ein bisschen weiter. Ich hab’s ja gesagt, hier musstest du dich kümmern, dass du zurechtkamst.“ Er reicht mir die Hand. „So, ich muss los, zu einer Beerdigung. Ein Klassenkamerad ist gestorben. Kommen Sie doch wieder vorbei, wenn Sie in der Nähe sind. Dann trinken wir ein Bier zusammen.“

Das letzte Geheimnis des Mohikaners: Ein Bier unter den Wolken. *I was born under a wandering beer*. Es tat mir wohl, dem Mann begegnet zu sein.

Der Friedhof von Ermsleben liegt in der Verlängerung der Schrebergärten. Die Anlage empfängt mich mit der Stille, die ich mittlerweile kennen und schätzen gelernt habe. Der Friedhof von Ermsleben ist für mich eine lokale Variante unserer heimischen Totenäcker. Die Luft ist gepflegt, genauso wie die Gräber, die Wege und die Anlagen. Verwitterte Steine stehen auch in Luxemburg an Mauern herum. Sie vermitteln dem Areal seine eigentliche Atmosphäre. Dazu dem Besucher das Gefühl, unmittelbar an der ewig in der Tiefe versunkenen Geschichte teilzuhaben.

Doch hier erlebe ich einen wesentlichen Unterschied. Das Säubern der Gräber scheint gründlicher zu sein, wird sorgfältiger angegangen als in meinem Heimatort. Es liegt vielleicht am Luftzug oder an den regenlosen Tagen, die sich endlos über die Weite spannen. Die letzte Ruhestätte, um die sich eine Dame kümmert, liegt gegenüber von meinem Sitzplatz. Vater oder Mutter ruhen rechts oder links. Ich kann es von meiner Bank aus nicht mit letzter Sicherheit feststellen. Ich könnte die Dame fragen. Sie hatte mich höflich begrüßt. Doch die Andacht, mit welcher sie beim Säubern des Grabes vorgeht, hält mich davon ab. Links ein Grabteil, rechts ein Grabteil. Beide geschmückt mit der gleichen Sorgfalt: Gleiche Blumen, dieselben Engel, identische rote Laternen, links, rechts leuchtend in der späten Sonne. Dazwischen Steinchen, die aus jeder Ecke rechts, links zusammenfließen. Die Dame bemüht sich rührend. Sie hat alle Gerätschaften dabei, die es braucht, um die Arbeit gewissenhaft zu erledigen: Handrechen, Harke, Tüte, Putzlappen. Ich habe noch nie zuvor eine hingebungsvollere Pflege eines Grabes beobachten können. Hier habe ich die Zeit, es zu tun. Das Verteilen des Wassers auf den Abdeckplatten, links, rechts, das anschließende Trockenwischen, das Jäten winzigster Unkrautpflanzen, rechts, links, sowie das Gießen der Beete beidseitig sind präzise geplante und sicher seit langem bewährte Arbeitsschritte. Der Totenkult auf dem Friedhof in Ermsleben ist für mich auch eine Lektion der Gleichbehandlung der Geschlechter über ihr Ableben hinaus.

Weniger korrekt gingen dagegen die historischen Inschriftenanfertiger vor, deren Werk ich auf einer Grabplatte im älteren Teil der Anlage entdeckte. Der Satz steht unter dem eingravierten Palmwedel: *Hier ruhet in Frieden der Fleischermeister u. Gastwirt Richard Bösel geb. 26.6.1865, gest. 24.8.1924.* Etwas tiefer gesetzt der Name seiner Frau: *Minna Bösel, geb. Thomas, geb. 13.2.1868, gest. 2.11.1940.* Und dann, am unteren Rand, die in Stein gemeißelte Schlussfolgerung: *Schaffen und Streben das war sein Leben.* Es war nicht das Leben seiner Frau. Er schaffte und strebte. Minna wird nur erwähnt. Über ihre Arbeit lässt uns die Inschrift im Unklaren. Minna schien nicht zu schaffen und auch nichts zu erstreben, vielleicht auch nicht zu leben. Oder die gewählte Schrift war zu groß und der Stein zu klein, um ausführlicher über die neben dem Fleischermeister und Gastwirt bestattete Gattin zu schreiben. Immerhin wird sie aufgeführt, ähnlich einer Fußnote.

Ich möchte meinen Reisenotizen eine weitere friedhöfliche Betrachtung hinzufügen. Alle Kirchen, die ich am Muttertag besuchen wollte, waren verschlossen, aber der Rasen, der das Gotteshaus in Quenstedt umfriedet, frei zugänglich. Hier und dort ragte eine Steintafel unter Bäumen auf. Die Platte in der Maueröffnung musste einmal ein Wappen getragen haben, einen Helm mit Federbusch vielleicht, ein Schwert, eine Lanze oder sonst welche Insignien aus der ruhmreichen Ritterzeit. Was übrig geblieben war, war hingegen gruselig. Aus der Wappenskulptur waren Figuren geworden, denen man in Horrormärchen begegnet. Inmitten weit

aufgerissener Schlünde, hohler Köpfe, verdrehter Beine, die an Hörner erinnerten, nahm ich grässliche Kreaturen wahr, gespenstische Sirenen mit zerborstenen Schwänzen, bärtige Totenköpfe und zerbrochene Halswirbel. Grauenvolles sah mich an. Satanische Wesen feierten ihre Auferstehung. Hexen tanzten auf ihren Besen einen dämonischen Reigen in der Friedhofsmauer. Ich blickte tief in die Augenlöcher einer Medusa, die mich boshaft anstarrten.

In Luxemburg zeigen manche Kirchen – in Simmern zum Beispiel – an ihren Außenmauern Asylköpfe. Im Mittelalter gaben sie damit verfolgten Menschen zu verstehen, dass der Innenraum ihnen Schutz garantierte. Hier nun, an der Umfriedung der Kirche in Quenstedt, wurde Dämonen gedroht: „Haltet euch fern vom Gotteshaus, *vade retro satana*. Es ist zwar verschlossen, aber es könnte euch ergehen wie der ehemaligen Zierde am Wappen des glorreichen Ritters: Ihr werdet euch verlieren in den Abgründen eurer selbst.“

25.

Ich nehme mich in Acht. Das östliche Harzvorland in dem ich seit Wochen lebe, hat seine eigene Art, Fremde in die Region einzubinden. Hin und wieder sitze ich mit Laptop und Apfel in der Nähe des angeblich sterbenden Birnbaums vor meiner Herberge. Doch will dieser nicht so recht in das Bild passen, das ich dabei bin, mit Worten zu legen. Zu einladend ist die ringsum wogende, üppige Natur. Dazu kommt die Begegnung mit Manet. *Déjeuner sur l'herbe* auf vorharzländisch, am Nachmittag, jedoch ohne Aktmodell und Picknickkorb. Ansonsten ist der Friede der gleiche. Mariann, Katrin, Anett, Andreas, Anja, Martin, Mischa und Leo sitzen um den stattlichen Holztisch und feiern Geburtstag bei Kaffee und Kuchen.

Mariann lebt mit ihrem Mann und dem kleinen Leo, mit den Katzen Viktoria und Bob in einem anderen Teil des Forsthauses Friedrichshohenberg.

„Wir haben hier einen Sechser im Lotto gewonnen.“

Mariann stimmt der Bemerkung ihres Mannes sofort zu. Mariann ist Buchhalterin in der gleichen Firma wie er. Sie bewirtschaftet den ausgedehnten Garten, der zur Herberge gehört. Sie ordnet und gräbt und pflegt und zupft an welken Trieben, überzeugt, Schönes und Nützliches im Kleinen zu schaffen.

„Die Johannisbeeren sind alle grün um diese Jahreszeit. Man kann die Farben noch nicht unterscheiden. Das hier, glaube ich, werden rote Beeren, und dieser Strauch“, sie zögert, „nein, dort hinten, weiter entfernt, der wird weiße Beeren tragen.“

Wölfe? Ja, die gäbe es auch im Harz. Auf die Schafe weiter oben, wenn er denn käme, hätte er es abgesehen. Und Luchse waren ausgesetzt worden. Ein schönes Tier wäre der Luchs, der die Katze zum Fressen gern hat und ... Was war das? Ein seltsamer Schrei ist zu hören. Kurz und hoch. Das sei ein Fasan, erklärt mir Mariann. Man kann ihn nicht sehen, doch hören. Ein blecherner Klang, irgendwo in der Weite der Flur, als trete man mit harten Schuhen gegen eine leere Konservendose. Morgen wäre Hoftag. Es kämen wie jedes Mal viele Besucher. Ob ich ...? „Ja, ich werde kommen.“

Ich erzähle vom Projekt, in das ich eingebunden bin: *Wir4gemeinsam*. Fahrradwege würden garantiert den Tourismus fördern, so die Überlegung von Marianns Mann. Ich denke an den Song: „Nur Genießer fahren Fahrrad und sind immer früher da.“^{xii} Ja,

genießen, chillen, sich wohlfühlen, einfach nur leben ... Doch, was ist das? Warum versuche ich, mir Antworten einfallen zu lassen, wo keine Frage gestellt wurde?

Mein Aufenthalt hier kommt mir beinahe surreal vor. Man nimmt mich wahr, nur bleibe ich ein Fremdkörper in einer Gegend, in der die Menschen an weit verstreuten Orten wohnen. Wo sie abwarten, still, aufmerksam, auch zurückgezogen, manchmal misstrauisch, immer auf ihre Art bedächtig. Unsere Gespräche bleiben vordergründig, höflich und nur einen Tick neugierig: „Von wo kommen Sie, hatten Sie gesagt? Aus Luxemburg? Hatte ich mal Familie dort.“

„Ah ja. Wo denn genau?“

„Na, in der Unterstadt.“

Unter der Stadt, unter dem Feld, unter der Wiese, unter den *long roads* entlang des Archipels der Dächer und Kirchtürme ... Zur Lautlosigkeit haben sich Stimmen gesellt, Vogelstimmen, Naturgeräusche. Von meinem Platz aus sehe ich am Horizont Rotorblätter. Sie zeichnen immerfort neue Reihen von Buchstaben, von Ziffern und Zeichen.

Der Nachmittag am Friedrichshohenberg klingt behutsam aus. Mariann und ihre Familie feiern mit Blick auf den Brocken und den sterbenden Birnbaum. Auch wenn ich Mariann alles glaube, was sie mir erzählt – nicht nur, weil sie einen Sonnenschirm über den Tisch gespannt hat, an dem ich hin und wieder schreibe –, weiß ich nicht, ob es ihr mit dem Tod des Baumes ernst gemeint ist. Er steht in vollgrünem Blatt. Er breitet seine Äste aus und spendet Schatten. Er füllt mein Handybild breit und hoch und hat die Form eines Herzens. Ich nehme das tote Geäst wahr, die stillgelegten Kranzgefäße. Auf dem Foto sind sie fast nicht zu erkennen.

26.

„Wir sollten es tun.“

„Sicher.“

„Uns zusammenfinden, uns gegenseitig entdecken, zusammen arbeiten, uns begegnen, etwas gestalten und dadurch einen Mehrwert schaffen.“

„Klar doch.“

„Wir brauchen dazu das Geld vom Bund und müssen die oberste Allerlandjury überzeugen, dass die Fördermittel gut angelegt sein werden.“

„Unbedingt.“

Die Gebietsreform von 1994, die Landkreise, die Einheits- und Verbandsgemeinden – vieles erinnert mich an die Gemeindefusionen in Luxemburg, die ab 1974 vom damaligen Innenminister angeregt wurden. Auch denke ich an die Zusammenlegung der Weinberge an der Mosel, den *remembrement*, was so viel heißt wie, Flächen neu miteinander zu verbinden. Dadurch wurde eine Vereinfachung und Erleichterung der Arbeitsbedingungen angestrebt, um den Weinanbau vorteilhafter zu erschließen. Ich erwähne diese Verbindung zu Luxemburg, weil ich feststelle, dass die Initiative *Wir4Gemeinsam* einen ähnlichen Weg einschlägt, nämlich zusammenzuführen, was die geografische Weite trennt.

Es klingt ein bisschen nach stock und gesteift, nach Amtssprache und offiziellem Statement mit Edelschimmel, doch ich nehme die Begeisterung wahr, die von den Verantwortlichen in das Projekt eingebracht wird. Und ich erlaube mir, den Bürgermeister meiner Heimatstadt Düdelingen zu zitieren, der mir einmal flüsterte: „Wenn du an dein Projekt glaubst, wird es verwirklicht.“ Halleluja! Der Glaube versetzt Berge, möchte ich hinzufügen, aber das gehört dann schon ins Religiöse.

Nun könnte man mir vorwerfen, ich würde meinen Auftraggebern nach dem Mund reden, ihre Arbeit zweckhochloben. Nur, ich bin vor allem ein Beobachter, eine Art Schauinslandspäher, ein Agent auf der Suche nach humorvollen Momenten. Sie gehören zitiert, weil Humor hilft, bei Depressionen, bei schlechtem Stuhlgang und bei Pusteln am Bauch ebenso.

Ob der Glaube auch flache Landschaften versetzen kann, sei dahingestellt. Einen schönen Versuch hierzu lieferte der Probelauf vor dem Besuch der obersten Allerlandjury. Deren Mitglieder, so erzählte man mir, würden ihre strengen Augen in Kürze auf das Projekt richten. Zuhören würden sie und sicher auch Fragen stellen, nach einer Bustour mit Informationen zur geplanten Zusammenarbeit der vier Städte. Die Verantwortlichen für die Vorbereitung, nennen wir sie mal „Vorjury“, gaben sich redlich Mühe, jeden Millimeter der Tour abzustecken, um die Prüfer zu überzeugen und in den Genuss einer Bundesförderung zu kommen.

Ein Ballett von Kindern vor der Kulisse der Landschaft – auf einer neuen, noch unbefahrenen Straße, rechts und links Felder, Ermsleben in der Nähe, Aschersleben in Sichtweite und Westdorf um die Ecke – war eine der geplanten Stationen. Es klang gleichfalls nach jugendlicher Frische, als die vier Bürgermeister sich am Spaß beteiligten und an ihren Stehtischen vor freiem Feld Karten spielten. Vielleicht sollte ich es Kartenauktion um die sehenswerteste Sehenswürdigkeit nennen, bei der am Ende alle den Zuschlag erhalten: Das Kriminalpanoptikum in Aschersleben steht gegen das Novalismuseum in Wiederstedt, die Burgruine Arnstein zieht zu Felde gegen die Stiftskirche in Frose, die Turmwindmühle von Endorf propellert durch den Concordiasee in Seeland und die Ritter von Falkenstein belagern die Keuschheitsgürtel der Frauen auf der Konradsburg. Die Tänzer probten ihren Tanz. Die Musik spielte ihre Noten. Vier Männer und Frauen standen Spalier in kleinen, bunten Bussen aus Pappe, die sie sich mit Hosenträgern über die Schultern gehängt hatten. Narrenkappen lugten über das Oberdeck eines Karnevalswagens. Das alles klang lustig und sah bewegend aus und war schrill und ausgelassen und besser hat es Fellini in seinen Filmen nicht hinbekommen, nicht einmal in „Amarcord“.

27.

Das Ende meines Aufenthaltes naht. Es bleiben mir drei Tage bis zur Rückreise nach Luxemburg. Ich besuche die Lesung von Charlotte Weitze, der dänischen Autorin, die ihren Aufenthalt als siebente Stadtschreiberin in Aschersleben beendet. Eine sympathische Begegnung ist das. Ich lerne ihr Buch ‚Rosarium‘ kennen und lausche ihren Texten auf Dänisch und folge der beinahe simultanen Übersetzung. Fabulierlust aus Skandinavien fasziniert mich. „Undine“ von Friedrich de la Motte Fouqué wird während der Lesung erwähnt und in den heutigen Aschersleber Kontext gesetzt. Vielleicht hatte Jaime Glück und war der Wassernymphe tatsächlich an der Eine begegnet, überdies ich mich dem Auftritt der Gewerkschaften am Holzmarkt zuwandte. Im Vergleich zum Projekt des Stadtschreibers war und bleibt der regionale

Auftrag herausfordernd. Der Suche nach dem Aussergewöhnlichen, dem Unentdeckten in der Stadt entspricht nun das Ertasten von Sprache und Schrift. Sie zeichnen die Region aus. Ihre Weite und ihre Stille.

28.

Sie ersetzt nicht die Buchstaben. Sie bildet keine neuen Silben. Sätze interessieren sie nicht. Der Klang der Wörter ist ihr wurscht. Wissenschaft kommt auch mit weniger Sprache klar, doch sie braucht Ziffern und Nummern, Tabellen, vertikal, horizontal, quer gestreift und schräg schattiert, um zu kommunizieren. Nüchterne Zahlen, Ordnung und Logik sind ihre Art zu gestalten, sich zu erklären, vor allem, zu beweisen, was beschwingte Prosa nicht kann und nicht braucht.

Doch ich bewege mich auf sehr unsicherem Terrain. Ich bewundere die Wissenschaft und stehe ihr gleichzeitig kritisch gegenüber. Was braucht der Mensch tatsächlich? Ich war und bleibe an Biologie, Physik und Mathematik interessiert, doch ich verstehe sehr wenig, wenn man versuchte, mir über ihre Grundbegriffe hinaus komplexe Zusammenhänge zu erklären. „... ich legte jeden Tag ein Ei und sonntags auch mal zwei“, singen die *Comedian Harmonists*. Warum sie singen ist mir klar, doch warum die Satire das arme Huhn sonntags mit zwei Eiern im Bürzel quält, ist mir ein Rätsel geblieben.

Im Ernst, es geht um den Teil der Wissenschaft, den ich in der Schule am wenigsten mochte: Die Genetik. Es ging um die Wahrscheinlichkeit von Ähnlichkeiten und Gleichheiten, um die Ähnlichkeit von Wahrscheinlichkeiten und die Gleichheit von Ähnlichkeiten. Kein leichtes Thema also für mich, den damals Fünfzehnjährigen, der sich mit den Thesen und Beweisen vom Augustinermönch Gregor Johann Mendel auseinandersetzen musste. Ich schwor bei Zeus der Genetik ab sowie der Chemie, die ich auch nicht leiden mochte. Ich nahm mir vor, wenn ich denn die Woche über Zeit hierzu bekäme, mich mit den Schwarzen Löchern zu befassen, sowie am Sonntag mit der Suche nach dem Higgs-Boson, dem Gottesteilchen. Doch ich hatte Pech. Ich wurde nicht fündig und mein Schwur wurde nicht vom Göttervater erhört.

Vor dem IPK Leibniz-Institut in **Gatersleben** stehe ich am Anfang meines Lebens und meiner Karriere, beide Füße fest verknotet in der Doppelhelix der DNA. Zitat aus der Mission des Instituts: „Das Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) ist eine gemeinnützige Forschungseinrichtung und Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft. Als ein international renommiertes Forschungszentrum arbeitet das IPK an der Aufklärung grundlegender Prinzipien der Evolution, Entwicklung und Anpassungsfähigkeit wichtiger Kulturpflanzen. Zu diesen gehören unter anderem Getreide, aber auch protein- und ölliefernde Pflanzen.“^{xiii}

Das heißt, hier wird die Welt gerettet, nicht mehr und nicht weniger. Na ja, denke ich, das ist für eine Region, deren Merkmale Stille und Diskretion sind, eine echte Ansage. Das Institut hat sich von alten Sätzen gelöst, sich von Silben und Kapiteln entfernt und ist zu Einmachgläsern mit Pflanzensamen gewechselt. Es stellt, finde ich, einen kolossalen Schritt dar, neue Partnerschaften nachhaltig anzugehen.

„Evolution passiert jede Sekunde, überall. Veränderungen des Erbgutes sind also ein ganz natürlicher Prozess“, erklärt mir Christian Schafmeister, Pressesprecher des IPK, der mich durch die Anlage führt.

151.000 Muster, unter anderem mit Samen von Raps, Hafer, Weizen und Gerste, aus vergangenen Epochen sowie aus heutiger Zeit werden in Gatersleben aufbewahrt.

Die meisten davon lagern bei minus 18 Grad in Einmachgläsern. Diese stehen präzise beschriftet und nummeriert auf Regalen. In speziellen Taschen und Containern werden Duplikate in den berühmten *Svalbard Global Seed Vault* nach Spitzbergen gebracht, wo sie ihre Fruchtbarkeit mehrere Jahrhunderte lang behalten. Neben dem IPK lagern auch weitere Genbanken ihre Sicherungskopien dort ein und schützen und erhalten so die weltweite, genetische Vielfalt.

Ich versuche den Ausführungen von Christian Schafmeister zu folgen. „Wie ist das möglich?“

„Was meinen Sie?“

„Mit Genen zu arbeiten?“

„Wir verändern das Genom, also das Erbgut, von Kulturpflanzen. Dafür nutzen wir auch die Genschere, mit der einzelne Gene gezielt modifiziert werden können“, sagt Christian Schafmeister „Wir tun das, weil die Herausforderungen – etwa durch den Klimawandel und die wachsende Weltbevölkerung - gigantisch sind. Und wir forschen, wie Anpassung an veränderte Umweltbedingungen erfolgreich sein kann. Weil sie zwingend gelingen muss.“

Wir besuchen eine große, hell erleuchtete Halle. „Wir sind imstande, verschiedene Wetterszenarien mittels Ventilatoren, Sonnenlampen, Simulation von Wolken, Bewässerung usw. nachzubilden und die Wirkung auf die Pflanzen – gerade sind es Hunderte Rapssorten – zu beobachten. Sehen Sie die Kameras oben? Die Halle ist mit allen Feinheiten ausgestattet. Wie verhalten sich die Rapssorten unter Bedingungen wie in Marokko? Wie kommen sie klar mit dem Wind, der Hitze, dem Licht und Wassermangel?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, präzisiert er: „Wir prüfen, ob die Pflanzen unter neuen Bedingungen für die heimische Landwirtschaft – und nicht nur für diese – produktiv sein können. Dazu gehören auch Resistenzen gegen Schädlinge wie Pilze oder Bakterien.“

Die Frage beschäftigt mich sofort: Welche Unterschiede gibt es zu den Veredelungen der Obstbäume damals durch meinen Onkel, die er vornahm, um bessere Erträge der Apfelbäume zu ermöglichen? Widerstandsfähige Sorten gegen Kälte zu züchten und eine Verfeinerung ihres Geschmacks zu erreichen? Ich sehe da als Außenstehender, als Unkundiger keinen großen Unterschied.

Schräg gestellte Kästen in einer nächsten Halle erlauben das Studium der Wurzelbildung von Pflanzen. Suchen sie ihr Wasser und den Dünger, indem sie senkrecht in den Boden wachsen? Oder fächerartig in die Breite? „Diese Beobachtungen haben Auswirkungen auf die Quantität und die Qualität beim Einsatz von Dünger und Bewässerung“, wird mir erklärt. Die Erforschung der Genetik wird zum ökologischen Argument. „Aufklärung ist wichtig. Vorher war's eine Blackbox. Ohne Aufklärung ist jede Diskussion ideologisch vergiftet.“

Wir haben es uns auf einer Bank im breit angelegten Park der Anlage bequem gemacht. „Die Auseinandersetzung mit der Gentechnik hat mittlerweile an Emotion und Irrationalität verloren“, meint mein Tourguide. „Die Veränderung der Menschheit und der Bedingungen, unter welchen sie den Planeten bevölkert, erfordert auch eine Veränderung in den Überlegungen hinsichtlich ihrer Ernährung.“ Soviel Argument muss sein, finde ich. Die Furcht, ob ich mich durch genetisch modifizierte Nutzpflanzen in ein schwabbeliges Speckmonster verwandele oder in einen grässlichen Haferzombie ist passé. Die hatte ich auch nicht vor dem Besuch des Instituts.

Ich verlasse die Anlage nach zwei Stunden Intensivkurs. Ich wurde durch die modernste Einrichtung der *Wir4Gemeinsam*-Region geführt. Ich hatte darum gebeten, weil ich diese Ausprägung von Globalität konkret erleben wollte. Das Leibniz-Institut in Gatersleben gehört weltweit zu den renommiertesten Pflanzenforschungsinstituten. Die wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Forschern ist Voraussetzung für das Gelingen und den Fortbestand des Projektes. Vernetzung zugunsten aller geschieht hier. Ich kann dem nichts hinzufügen.

Die Weite des östlichen Harzvorlandes bietet Raum für Betrachtung und Begegnung. Sein wirtschaftliches Potenzial sollte studiert werden. Ich möchte keinesfalls als Besserwisser betrachtet werden – um des Zeus Willen, nein –, doch ich stelle mir vor, dass zwischen Selketal und Novalis, inmitten der *Wir4Gemeinsam*-Region ein Rinnsal sich dem erschließt, der genügend Interesse für Aufklärung, neue Sprache und neues Denken in sich trägt, der Begeisterung zeigt für Fortschritt und großartige gesellschaftliche Veränderung. Dann wird er rocken, der Brocken.

29.

„Himmel, wie du redest“, ruft Jaime. „Das klingt beschissen. Neues Denken und so. Glaubst du, wenn ich durch die Nächte stolpere, rauche, trinke, kiffe und mich in Ecken verkrümele, glaubst du, ich wäre der Geschichte unkundig?“

„Nein.“

„Ich hatte beinahe das Abi bestanden in meinem Land, mein Freund. Fine dagegen hat's hinbekommen. Über dem Vögeln erzählt sie mir immer, wie sie's geschafft hat. Muss ein großer Moment für sie gewesen sein. Meinst du, ich wäre ein tumber Wicht, der dich irreführt? Und ich bin gottlob kein Walpurgis. Auch wenn du glaubst, ich sähe ihm ähnlich.“

„Habe ich nicht gesagt.“

„Aber gedacht hast du's. War mir aufgefallen, als wir uns zuerst in Ermsleben begegnet sind, an der Türschwelle. Erinnerst du dich?“

„Walpurgis ist weiblich. Also eine Walpurgis.“

„Das ist Quatsch, didaktischer Mist. Wenn es hier eine neue Sprache geben sollte, wie du sagst, dann muss sie inmitten der Menschen geboren werden.“

„War ja nur eine Metapher.“

„Die vier Gemeinden, über die du schreibst, vertragen keine schiefe Symbolik.“

„Ich fand das mit den Rotoren, deren Stellungen sich dauernd verändern, nicht so schief. Sie setzen immer neue Zeichen. Wie primitive Keile sehen sie aus. Ist doch so.“

„Na ja, Ausrutscher gibt's bei dir immer wieder. Doch wenn wir über Sprache reden, dann im Miteinander der Menschen, nicht im Nebeneinander der Windräder.“

„Sag ich ja. Aber anders.“

Jaime ist nachdenklich geworden. „Ist auch eine Frage der Generationen“, sagt er schließlich. „Ich mein’, die Jungen und die Alten, Immigranten und Alteingesessene hätten sich viel zu erzählen.“

„Die Asylbewerber in Aschersleben im Dialog mit den Omas der Stricknachmittage am Concordiasee meinst du?“

„Hör auf.“

„Die Chicano-Tattoo-Fans mit dem Kirchenchor in Frose?“

„Du bist ein Korinthenkacker, dazu ein Spinner. Ich spaße nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Doch, tust du. Aber ich verzeih’s dir: *Habemus papam*.“

„Was?“

„*Urbi et orbi*.“

„Na, na.“

„Gott segne dich in diesem alten Land. Aus dir wird mal was ganz Großes, mein neunmalkluger Freund.“

„Eeeh, bitte keine Beleidigung. Was bist du eigentlich in Wirklichkeit, Jaime? Ein Conférencier? Ein Clown?“

„Ja, da bin ich mal gespannt, ob du das schaffst, mich auf den Punkt zu bringen. Du hast manches entdeckt, doch längst nicht alles. Das Harzvorland hier im Osten hat dich vereinnahmt.“

„Klingt nach Vereinsamung.“

„Das vielleicht auch. Du erinnerst mich an den Durchzug in den Dönerbuden: leicht fettig, leicht knusprig, doch niemals durchgehend derselbe. Meistens liegst du richtig, manchmal arg daneben mit deiner neuen Keilschrift.“

„Jetzt bist du der Poet.“

„Ach, Worte. Buchstabensuppen sind das. Eben angerichtet, schon verrührt. Aber so ist das nun mal hier.“

„Wer bist du denn genau, Jaime?“

„Zeus, mein Bester, donnergrollender Vater auf deinem blitzer-glitzer Thron, wirst du mich erhören und mir einen Merkur senden? Oder besser eine Aphrodite mit Flügeln, die mir erklärt, wo’s lang geht? Und mir zuflüstert, wie frischer Salat auf Harzvorländisch heißt? Und auf Neugriechisch? Ich hoffe es.“

Luxemburg, November 2025

Zum Schluss:

Einen herzlichen Dank richte ich an alle meine Gesprächspartner, die mir bereitwillig Rede und Antwort gestanden haben, dazu an Matthias Poeschl und Maximilian Schuck der Stadt Aschersleben, an Christian Schafmeister vom IPK, an Doreen und

Hans von der Herberge Friedrichshohenberg sowie an die Verantwortlichen von *wir4gemeinsam*, die mir das Projekt des Regionalschreibers antrugen.

ⁱ Die Konradsburg. Burg – Abtei – Kloster – Domäne – Förderkreis. Herausgegeben vom Förderkreis Konradsburg e. V., Wettin-Löbejün: Verlag Janos Stekovics 2022.

ⁱⁱ Georges Seurat, französischer Post-Impressionist, wichtiger Vertreter des Pointillismus

ⁱⁱⁱ Dr. Reiner Haseloff, seit 2011 Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt

^{iv} Roger Manderscheid (Drehbuchautor), Stille Tage in Luxemburg [Film], 1973

^v In Anlehnung an das Lied „Am Brunnen vor dem Tore“ aus dem Liederzyklus „Die Winterreise“ von Franz Schubert, Text von Wilhelm Meister

^{vi} Aus „Novalis exklusiv“, Gedicht „Zur Weinlese“, im Faltblatt über das Weingut Georg Naegele

^{vii} Luxemburger Wort, über Noesens „Winter- und Weihnachtsgeschichten“, 25. Januar 1956

^{viii} <https://wasserturm-frose.de> (abgerufen am 29.09.2025)

^{ix} KZ Langenstein-Zwieberge, Außenlager des KZs Buchenwald

^x „Tomorrow belongs to me“ ist ein Lied, das von den jüdischen Künstlern Fred Ebb und John Kander 1966 für das Broadway Musical „Cabaret“ komponiert wurde. Der Schauspieler, Oliver Collignon, der den jungen Nazi im gleichnamigen Film von Bob Fosse von 1972 spielt, ist nicht der eigentliche Interpret des Liedes. Die Gesangsstimme wird vom Schauspieler Mark Lambert vom Broadway synchronisiert.

„Tomorrow belongs to me“ war nicht unumstritten und wurde wegen seines verführerischen Textes und der anfangs melodischen, später ins martialische wechselnden Musik von rechten Gruppen als Verherrlichung des Nazitums vereinnahmt.

^{xi} Epilog aus „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“, Theaterstück von Bert Brecht, 1941

^{xii} Die Prinzen, Mein Fahrrad, aus dem Album „Das Leben ist grausam“, 1991

^{xiii} <https://www.ipk-gatersleben.de/institut/ueber-uns/mission> (abgerufen am 29.09.2025)